Antinahuel.

Dritter Band.

Antinahuel
der
Aucashäuptling.

Eine araukanische Erzählung.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

I.

Spanier und Indianer.

Nicht etwa aus Furcht, wie man vielleicht glauben könnte, hatte der General Bustamente sich aus Valdivia in dem Augenblicke entfernt, in welchem einer seiner Stellvertreter so kühn von den Stufen des Cabildo herab ihn vor dem erstaunten Volke als Protector verkündete. Der General Bustamente war einer jener Glücksoldaten, deren es in Amerika so viele giebt; er war daran gewöhnt, täglich sein Leben durch einen Wurf auf das Spiel zu setzen, und er fürchtete Nichts, um zu der Erreichung seiner Absichten zu gelangen. Er hatte gehofft, daß, Dank der ungewöhnlichen Streitkräfte, die er in dieser entfernten Provinz versammelte, die überraschten Einwohner nur einen unbedeutenden Widerstand leisten würden, daß er dann seine Truppen mit denen Antinahuel's vereinigen,

Araukanien im Sturmschritt durcheilen und sich der Provinz Concepcion bemächtigen, den Schneeball zur Lawine anwachsen lassen und zeitig genug nach Santiago kommen könnte, um jeder Bewegung zuvorzukommen, und die Bewohner der Hauptstadt zu zwingen, als eine vollendete Thatsache die Regierungsveränderung anzunehmen, die er in den entfernten Provinzen der Republik vorgenommen hatte.

Diesem Plane mangelte es nicht an Verwegenheit, sogar nicht an einer gewissen Gewandtheit und er bot sogar große Aussichten auf Erfolg; unglücklicher Weise für den General Bustamente hatten die finsteren Herzen, deren Spione überall vertheilt waren, Wind von diesem Plane bekommen und ihn unterminirt, indem sie die Gelegenheit, die ihr Feind ihnen bot, benutzten, um ihre eigenen Batterien zu demaskiren.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen der Kampf zwischen den beiden Parteien in Valdivia eröffnet worden war.

Der General, welcher noch nicht wußte, was vorgegangen war, glaubte sich in der vollkommensten Sicherheit.

Als er mit Antinahuel allein in seinem Zelte war, ließ er den Vorhang, der dasselbe schloß, hinter sich zufallen und ladete den Toqui durch eine Handbewegung ein, sich einen Stuhl zu nehmen.

„Setzt Euch, Häuptling," sagte er, „wir haben mit einander zu sprechen."

„Ich stehe zum Befehl meines weißen Vaters," antwortete der Indianer, indem er sich verneigte.

Der General beobachtete aufmerksam den Mann, der vor ihm stand; er suchte in dessen Zügen die verschiedenen Gefühle zu erkennen, die ihn bewegten. Aber diese Züge schienen von Marmor zu sein; kein Eindruck spiegelte sich darin.

„Sprechen wir aufrichtig und ehrlich mit einander, als Freunde, die Nichts weiter verlangen, als sich zu verständigen," sagte er.

Antinahuel verbeugte sich mit Zurückhaltung bei dieser Aufforderung zur Aufrichtigkeit.

Der General fuhr fort:

„In diesem Augenblicke ruft das Volk von Valdivia mich zum Protector eines neuen Bundes aus, der zwischen allen Staaten geschlossen ist."

„Gut!" sagte der Indianer, indem er den Kopf mit einem Ausdrucke des Zweifels hinten überwarf. „Ist mein Vater Dessen gewiß?"

„Ganz gewiß! Die Chilier sind der fortwährenden Umwälzungen müde, welche das Land beunruhigen. Sie haben mich genöthigt, eine schwere Last zu übernehmen. Aber ich bin Dies meinem Lande schuldig und werde die Hoffnung nicht täuschen, welche meine Leute in mich setzen."

Diese Worte wurden mit dem Tone heuchlerischer Selbstverleugnung gesprochen, durch den der Indianer sich keineswegs täuschen ließ.

Ein Lächeln verzog die Lippen des Häuptlings; der General schien es nicht zu bemerken.

„Kurz," fuhr er fort, indem er den sanften, versöhnlichen Ton aufgab, den er bisher angenommen hatte und mit kurzer, barscher Stimme fragte: „Seid Ihr bereit, Eure Versprechungen zu erfüllen?"

„Weshalb sollte ich sie nicht erfüllen?" antwortete der Araukaner.

„Ihr werdet mit mir ziehen, um das Gelingen meiner Pläne zu sichern?"

„Mein Vater befehle und ich werde gehorchen."

Diese Bereitwilligkeit des Häuptlings mißfiel dem General.

„Hört," sagte er zornig, „lasset uns zu Ende kommen. Ich habe nicht die Zeit dazu, mit Euch an Verschlagenheit zu wetteifern und Euch auf allen Euren indianischen Umwegen zu folgen."

„Ich verstehe meinen Vater nicht," entgegnete Antinahuel unbefangen.

„Wir wirden nie zu Ende kommen, Häuptling," sagte der General und stampfte mit dem Fuße, „wenn Ihr mir nicht bestimmt antworten wollt."

„Ich höre auf meinen Vater, er frage, ich werde antworten."

„Wie viel Mannschaft könnt Ihr binnen vierundzwanzig Stunden unter Waffen stellen?"

„Zehn tausend Mann!" sagte der Häuptling stolz.

„Alles erfahrene Krieger?“

„Alle.“

„Was verlangt Ihr dafür, sie mir zu überlassen?“

„Mein Vater weiß es.“

„Ich nehme alle Eure Bedingungen an, ausgenommen eine.“

„Welche?“

„Die, Euch die Provinz Valdivia zu überlassen.“

„Wird mein Vater nicht diese Provinz auf einer anderen Seite wieder gewinnen?“

„Wie Das?“

„Soll ich nicht meinem Vater beistehen, um Bolivia zu erobern?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ihr täuscht Euch, Häuptling; das ist nicht Dasselbe. Ich kann das Gebiet Chili's vermehren, aber die Ehre verbietet mir, es zu verringern.“

„Mein Vater bedenke, daß die Provinz Valdivia ursprünglich ein araukanischer Utal-Mapus war.

„Das ist möglich, Häuptling, aber danach hat ganz Chili vor der Entdeckung Amerika's zu Araukanien gehört.“

„Mein Vater irrt.“

„Ich irre?“

„Der Inca Sinchiroca hatte hundert Jahre zuvor das ganze Gebiet Chili's, bis zum Rio Maule, erobert.“

„Ihr kennt die Geschichte Eures Landes sehr gut, Häuptling!" sagte der General.

„Kennt mein Vater nicht die Geschichte des seinigen?"

„Es ist nicht Das, um was es sich handelt. Nehmt Ihr meine Vorschläge an, ja oder nein?"

Der Häuptling schien einen Augenblick zu überlegen.

Nun, antwortet!" sagte der General. „Die Zeit drängt."

„Das ist wahr. — Ich will daher einen Auca Coyog — einen Kriegsrath — versammeln, der aus den Apo-Ulmenes und den Ulmenes meiner Nation besteht; ihm werde ich die Worte meines Vaters vorlegen."

Der General unterdrückte mit Mühe eine Aeußerung des Zornes.

„Ihr scherzet ohne Zweifel, Häuptling," sagte er. „Eure Worte sind nicht ernsthaft gemeint?"

„Antinahuel ist der erste Toqui seiner Nation," antwortete der Indianer hochmüthig. „Er scherzt nie!"

„Aber auf der Stelle binnen einigen Minuten, müßt Ihr mir Eure Antwort geben," rief der General. „Wer weiß, ob wir nicht, ehe eine Stunde vergeht, gezwungen sind, zu marschiren?"

„Gleich meinem Vater habe auch ich die Pflicht, das Gebiet meines Volkes zu vergrößern."

Man hörte den sich nähernden Galopp eines Pferdes. Der General eilte zu dem Eingange des Zeltes, in welchem ein Ordonnanzoffizier erschien.

Das Gesicht dieses Offiziers war mit Schweiß bedeckt und Blutflecken färbten hier und dort seine Uniform.

„General!" sagte er mit erstickter Stimme.

„Still!" rief dieser, indem er auf den Häuptling deutete, der, scheinbar gleichgültig, allen seinen Bewegungen mit großer Aufmerksamkeit folgte.

Der General wendete sich zu Antinahuel.

„Häuptling," sagte er, „ich habe diesem Offizier Befehle zu ertheilen; dringende Befehle. Wenn Ihr es erlaubt, so nehmen wir unser Gespräch dann sogleich wieder auf."

„Gut!" entgegnete der Häuptling. „Mein Vater lege sich keinen Zwang auf. Ich habe die Zeit, zu warten."

Und nachdem er sich verbeugt hatte, verließ er langsam das Zelt.

„Ha!" sagte der General bei sich. „Teufel! — Wenn ich Dich einst in meine Hände bekommen sollte!" — Er aber bemerkte, daß ihn der Zorn zu weit fortriß, biß sich auf die Lippen und wendete sich zu dem Offizier, der regungslos stehen geblieben war. „Nun, Diego?" fragte er ihn. „Was für Neuigkeiten bringen Sie? Sind wir Sieger?"

Der Offizier schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er. „Das Volk hat sich aufgelehnt; diese eingefleischten Teufel, die finsteren Herzen haben es dazu aufgestachelt."

„Ha!" rief der General. „Wird es mir denn nie gelingen, sie zu vernichten! Was ist vorgefallen?"

„Das Volk hat Barrikaden aufgeworfen; Don Tadeo von Leon steht an der Spitze der Bewegung."

„Don Tadeo von Leon!" rief der General.

„Ja, Der, welcher so schlecht erschossen worden ist."

„Ha, das ist ein Krieg auf Leben und Tod!"

„Ein Theil der Truppen ist, verführt durch ihre Offiziere, die von den finsteren Herzen erkauft waren, zu dem Volke übergegangen. In diesem Augenblicke schlägt man sich in allen Straßen der Stadt mit unerhörter Erbitterung. Ich habe durch einen Hagel von Kugeln meinen Weg nehmen müssen, um Sie zu benachrichtigen."

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

„Nein; denn obgleich die Soldaten, die Ihnen treu geblieben sind, sich wie die Löwen schlagen, muß ich Ihnen dennoch sagen, daß sie hart bedrängt werden."

„Verwünscht!" rief der General. „Ich werde in dieser verfluchten Stadt keinen Stein auf dem anderen lassen."

„Ja, aber zuvor müssen wir sie ganz wieder er=

obern und das ist ein hartes Geschäft, General, Das schwöre ich Ihnen," entgegnete der alte Soldat, der seine freimüthige Sprache bewahrt hatte.

„Es ist gut! Es ist gut!" sagte Bustamente. „Man blase zum Aufsitzen; jeder Reiter soll einen Infanteristen hinter sich auf das Pferd nehmen."

Don Pancho Bustamente war die Beute einer ungeheuren Wuth.

Während einiger Augenblicke rannte er in seinem Zelte umher, wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Dieser unerwartete Widerstand trotz der von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln, brachte ihn außer sich.

Plötzlich würde der Vorhang des Zeltes aufgehoben.

„Wer ist da?" rief er. „Ach, Ihr seid es, Häuptling? — Nun, was sagt Ihr endlich?"

„Ich habe den Offizier fortgehen sehen und ich dachte, mein Vater würde vielleicht nicht bös sein, mich zu sehen," entgegnete er mit süßlicher Stimme.

„Ihr hattet Recht. Ich bin in der That erfreut, Euch zu sehen. Vergesset, was ich Euch gesagt habe, Häuptling. Ich nehme alle Eure Bedingungen an. Seid Ihr diesmal zufrieden?"

„Ja. Selbst Die wegen Valdivia?"

„Die besonders!" sagte der General in dumpfer, unterdrückter Wuth.

„Ha!"

„Ja, und da diese Provinz im Aufstande ist, muß

sie zum Gehorsam zurückgebracht werden, um sie Euch übergeben zu können, nicht wahr?“

„In der That!“

„Nun gut! Da es mir am Herzen liegt, getreu alle meine Euch gemachten Versprechungen zu erfüllen, werde ich augenblicklich gegen die Stadt anrücken. Wollt Ihr mir beistehen, sie zu unterwerfen?“

„Das ist nur zu gerecht, da ich dadurch für mich selbst arbeite.“

„Wie viel Reiter habt Ihr zur Hand?“

„Zwölfhundert.“

„Gut!“ sagte der General. „Das ist mehr, als wir bedürfen.“

Diego erschien.

„Die Truppen sind bereit; sie erwarten nur noch die Befehle von Eurer Excellenz, General,“ sagte er.

„In den Sattel denn! Auf! Auf! Und Ihr, Häuptling, begleitet Ihr uns?“

„Mein Vater breche auf! Meine Mosotonen und ich, wir werden ihm auf dem Fuße folgen.“

Zehn Minuten später schlug der General Bustamente mit allen seinen Soldaten im Galopp den Weg nach Valdivia ein.

Antinahuel folgte ihm einige Zeit aufmerksam mit den Augen; dann versammelte er seine Ulmenes und brummte zwischen den Zähnen:

„Diese Moro = Huincas mögen sich ein Wenig

unter einander umbringen; es wird noch immer Zeit sein, an der Partie Theil zu nehmen.

II.

In dem Gebirge.

Dona Rosario fühlte einen solchen Schrecken und ein solches Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als sie den Grafen von Prébois=Crancé unter dem Dolche unbekannter Mörder fallen sah, daß sie ohnmächtig wurde.

Als sie wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, war es finstere Nacht.

Während einiger Augenblicke tanzten verworrene Gedanken in ihrem Gehirn umher. Sie suchte den so plötzlich zerrissenen Faden ihrer Gedanken wieder anzuknüpfen, doch lange vergebens. Endlich wurde es Licht in ihrem Geiste; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und flüsterte mit leiser, vor Schrecken bebender Stimme:

„Mein Gott! Mein Gott! Was ist geschehen?“

Dann öffnete sie die Augen und ließ die Blicke voll Verzweiflung umherschweifen.

Wir sagten bereits, daß die Nacht sehr finster war; was aber die Dunkelheit für das junge Mädchen noch schwärzer machte, war, daß eine schwere, über sie gebreitete Decke ihr Gesicht verhüllte.

Mit der Geduld, welche alle Gefangenen characterisirt und welche bei ihnen nur der Instinkt der Freiheit ist, suchte das arme Kind jetzt, sich Rechenschaft von seiner Lage zu geben.

So viel sie zu beurtheilen vermochte, war sie ihrer ganzen Länge nach zwischen zwei Ballen auf dem Rücken eines Maulthieres ausgestreckt. Ein Strick, der ihr um die Taille befestigt war, hinderte sie, sich aufzurichten, doch ihre Häude waren frei.

Das Maulthier hatte einen harten und unregelmäßigen Trab, wie er den Thieren seiner Gattung eigenthümlich ist und das junge Mädchen litt bei jedem Tritte furchtbar.

Man hatte eine Pferdedecke über sie geworfen, ohne Zweifel, um sie gegen den reichlich fallenden Nachtthau zu schützen, oder vielleicht auch, um sie zu verhindern, den Weg, den sie verfolgte, zu erkennen.

Dona Rosario schob langsam und mit der größten Vorsicht die Decke zurück, um ihr Gesicht frei zu machen. Nach einigen Anstrengungen war ihr Kopf ganz unbedeckt.

Nun konnte sie sehen.

Die Dunkelheit war noch immer sehr dicht.

Der Mond, der beständig durch Wolken verfinstert wurde, welche vor seiner Scheibe vorüberzogen, verbreitete nur in längeren Zwischenräumen ein mattes unsicheres Licht.

Wenn das junge Mädchen langsam den Kopf erhob, konnte sie einige Reiter unterscheiden, die vor und hinter dem Maulthiere ritten, auf welchem sie lag.

So weit es ihr möglich war, Dies bei der sie umgebenden Dunkelheit zu erkennen, waren die Reiter Indianer.

Der Zug war ziemlich zahlreich. Er schien aus einigen zwanzig Personen zu bestehen und verfolgte einen schmalen Pfad, der steil zwischen zwei Bergen aufstieg, deren felsige Massen ihre Schatten auf den Weg warfen und die Finsterniß noch erhöhten.

Dieser schmale Pfad erhob sich ziemlich sanft. Die Pferde und die Maulthiere schienen ermüdet zu sein und schritten nur langsam vorwärts. Das junge Mädchen, welches sich kaum von seiner Ohnmacht erholt hatte, konnte die Zeit nicht beurtheilen, die seit ihrer Entführung verflossen war. Indem sie aber ihre Erinnerungen sammelte und sich darauf besann, zu welcher Stunde sie ein Opfer der schändlichen Entführung geworden war, berechnete sie, daß ungefähr zwölf Stunden verflossen sein mochten, seitdem sie eine Gefangene war.

Erschöpft durch die Anstrengung, die sie hatte machen müssen, um sich umzusehen, ließ das arme

Kind den Kopf wieder sinken, erstickte einen Seufzer der Entmuthigung, schloß die Augen, wie um ihre Einsamkeit noch zu vergroßern und versank in trübes tiefes Sinnen.

Sie wußte nicht, bei wem sie sich befand.

Sehr oft hatte ihr freilich Don Tadeo von einem unerbittlichen Feinde gesagt, der nach ihrem Verderben strebte, von einer Frau, deren Haß beständig auf sie lauerte und bereit war, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu opfern.

Aber wer war diese Frau?

Welches war die Ursache dieses Hasses?

Befand sie sich jetzt in der Gewalt dieser Frau?

Und wenn Dies der Fall war, weshalb hatte sie dann nicht bereits diese Rache geopfert?

Aus welchem Grunde war Sie verschont worden.

Zu welcher Marter wurde sie noch bestimmt?

Diese Gedanken, und noch viele andere, stürmten auf den verstörten Geist des jungen Mädchens ein.

Diese Ungewißheit war für sie eine grausame Marter, und in diesem Augenblicke wäre die Wahrheit für sie beinahe ein Trost gewesen.

So ist der Mensch beschaffen: Was er am meisten fürchtet, ist das Unbekannte.

Was er nicht weiß, nimmt instinctmäßig in den Augen Dessen, den eine furchtbare Gefahr bedroht, riesige Formen an, die tausend Mal entsetzlicher sind, als die Gefahr selbst.

Die kranke Einbildungskraft schafft sich Phantome, welche vor der Wirklichkeit, so furchtbar diese auch sein mag, verschwinden.

Mit einem Worte, der Verurtheilte, der zum Tode geht, leidet mehr durch die Angst vor der seiner wartenden Hinrichtung, als dies durch den physischen Schmerz der Fall sein würde, den dieser Tod selbst ihm verursacht.

Das war in diesem Augenblicke die Lage der Dona Rosario. Ihr von Besorgnissen und finstern Ahnungen erfüllter Geist ließ sie namenlose Leiden fürchten, welche durch den bloßen Gedanken daran ihr das Blut in den Adern erstarren machten.

Der Zug bewegte sich noch immer vorwärts.

Er hatte die Schlucht verlassen und verfolgte jetzt einen Pfad, der am Rande eines Abgrunds hinführte, in dessen Tiefe ein unsichtbares Wasser rauschte.

Zuweilen rollte ein Stein, der sich unter dem Hufe eines Pferdes oder eines Maulthieres loslöste, mit dumpfem Schalle an dem Abhange des Berges hinab.

Der Wind pfiff durch die Fichten und Lärchenbäume, deren Aeste sich an einander rieben und einen Regen trockner Nadeln auf die Reisenden herabschüttelten.

Die Eulen oder die Käuzchen, welche in den Felsspalten verborgen waren, ließen zuweilen ihre klagenden Töne erschallen, die auf traurige Weise die Stille der Nacht unterbrachen.

Wüthendes Gebell wurde in der Ferne hörbar; allmälig kam es näher und endlich ertönte es als

furchtbares Concert, gemischt mit gellenden Stimmen von Weibern und Kindern, welche es zu beschwichtigen trachteten. Lichter funkelten und der Zug machte Halt.

Man war offenbar bei dem Punkte angelangt, den man gewählt hatte, um die Nacht zuzubringen.

Das junge Mädchen warf vorsichtig einen besorgten Blick rings umher.

Aber die Flamme der Fackeln, welche der Wind bewegte, erlaubte ihr nur die dunkeln Umrisse einiger Gebäude zu erkennen, so wie die Schatten mehrerer Individuen, welche sich unter Geschrei und Gelächter in ihrer Nähe bewegten.

Weiter Nichts.

Die Leute ihrer Begleitung beschäftigten sich unter lautem Geschrei und vielen Flüchen damit, die Pferde abzusatteln und die Maulthiere abzuladen, allem Anscheine nach, ohne im Geringsten an das junge Mädchen zu denken.

Es verfloß eine ziemlich lange Zeit.

Dona Rosario wußte nicht, welcher Ursache sie dieses unbegreifliche Vergessen zuschreiben sollte.

Endlich fühlte sie, daß ein Mensch ihr Maulthier am Zügel nahm und sie hörte eine rauhe Stimme rufen:

„Arrea!“ Das Wort, mit welchem die Maulthiertreiber ihre Thiere anzutreiben pflegten.

Hatte sie sich getäuscht? Sollte auch hier noch nicht Halt gemacht werden?

Was bedeutet aber dann dieser Ruhepunkt?

Weshalb wurde sie von einem Theile ihrer Begleitung verlassen?

Ihre Ungewißheit dauerte diesmal nicht lange, denn nach höchstens zehn Minuten blieb das Maulthier abermals stehen.

Der Mann, der es führte, näherte sich Dona Rosario.

Dieser Mann, welcher in die Tracht der Huasos oder chilischen Landleute gekleidet war, hatte auf dem Kopfe einen alten Panama-Hut, dessen breite Ränder auf sein Gesicht herabfielen und dessen Züge zu erkennen verhinderten.

Bei dem Anblicke dieses Menschen empfand das junge Mädchen unwillkührlich eine Anwandlung von Entsetzen.

Der Bauer — oder wer er sein mochte — zog, ohne ein Wort zu sprechen, die Decke weg, mit der sie verhüllt war, band den Strick los, der sie um den Leib festhielt, nahm sie so leicht, als ob sie ein Kind gewesen wäre, auf seine Arme, und trug sie, die vor Furcht bebte, in eine Hütte, die in der Entfernung weniger Schritte einsam dastand, und deren weit geöffnete Thür sie zum Eintritt aufzufordern schien.

Das Innere dieser Hütte war finster.

Das junge Mädchen wurde mit einer Vorsicht und einer Sorgfalt, die sie nicht erwartet hätte, auf den Boden gelegt.

In dem Augenblick, als der Mensch sie zur Erde

gleiten ließ, beugte er sich zu ihr nieder, und flüsterte ihr mit leiser Stimme in das Ohr:

„Muth und Hoffnung!"

Und sich rasch wieder aufrichtend, verließ er die Hütte, deren Thür er hinter sich zumachte.

Sobald Dona Rosario allein war, sprang sie mit einem Satze empor.

Die beiden Worte, welche der Unbekannte ihr zugeflüstert, hatten genügt, ihr ihre ganze Geistesgegenwart zurückzugeben und ihr ihre Furcht zu benehmen.

Die Hoffnung, dieses Universal-Heilmittel, dieses Geschenk Gottes, das der Herr in seiner unerschöpflichen Güte den Unglücklichen verliehen hat, um ihnen ihre Leiden zu erleichtern, war plötzlich in ihr Herz zurückgekehrt. Damit war sie auch stark, und darauf gefaßt, den Kampf gegen ihre unbekannten Feinde zu bestehen.

Sie wußte jetzt, daß im Verborgenen ein Freund über ihr wachte und daß dessen Beistand ihr im Fall der Noth nicht fehlen würde. Nicht mit Furcht, sondern beinahe mit Ungeduld erwartete sie daher auch, daß ihre Entführer sich darüber aussprechen sollten, was sie mit ihr vorhätten.

Der Ort, an dem sie sich eingesperrt fand, war ganz finster. Anfangs strebte sie vergebens, irgend einen Gegenstand zu erkennen; allmälig aber gewöhnten ihre Augen sich an die Dunkelheit, und sie

bemerkte sich grade gegenüber einen schwachen Lichtstrahl, der durch die Ritzen einer Thür drang.

Mit Vorsicht, um nicht die Aufmerksamkeit unsichtbarer Hüter zu erwecken, die vielleicht über sie wachten, streckte sie nun die Arme vor, um nicht durch ein unbemerktes Hinderniß anzustoßen, und schlich, mit verstohlenen Schritten auf das geringste Geräusch lauschend, dem Lichtstrahle zu, der sie unwillkürlich anlockte, wie die Flamme den unbesonnenen Schmetterling, dem sie die Flügel verbrennt.

Je mehr sie sich näherten, desto deutlicher wurde der Schein, und der Ton von Stimmen gelangte bis zu ihr.

Endlich berührten ihre ausgestreckten Arme die Thür; sie beugte sich vorwärts und brachte ihr Auge dem Spalt nahe.

Sie unterdrückte einen Schrei der Ueberraschung, und da eben jetzt das einen Augenblick unterbrochene Gespräch wieder begann, horchte sie.

III.

Auf der Lauer.

Was sie sah, besonders aber was sie hörte, mußte Dona Rosario lebhaft interessiren.

In einem ziemlich geräumigen Gemache, das aber nur spärlich von den gelben Wachskerzen erleuchtet war, welche die Chilier velas de cebo nennen, und die an der Wand festgeklebt waren, saß auf einem mit Corduan überzogenen Lehnstuhle von Ebenholz eine noch junge, sehr schöne Frau. In der rechten Hand schwang sie eine Reitpeitsche mit einem Knopf von ciselirtem Golde, und dabei sprach sie ziemlich lebhaft zu einem Manne, der in ehrerbietiger Haltung, den Hut in der Hand, vor ihr stand.

Dieser Mann war, so viel Dona Rosario es erkennen konnte, eben Der, welcher sie da eingeschlossen hatte, wo sie sich befand.

Die Frau, welche Dona Rosario sich nicht erinnerte, jemals gesehen zu haben, war niemand Anderes, als Dona Maria, die schamlose Buhlerin, die unter dem Namen der Linda einer so schmachvollen Berühmtheit genoß.

Die Stellung, welche Dona Rosaria einnahm, beschien ihr Gesicht mit dem vollen Lichte der Kerzen und gestattete, ihre Züge genau zu erkennen.

Dona Rosario betrachtete sie aufmerksam, denn sie fühlte instinktmäßig, daß diese Frau die Feindin war, von der sie seit ihrer Kindheit mit solcher Erbitterung verfolgt wurde.

Sie begriff, daß zwischen der Unbekannten und ihr eine wichtige Unterredung Statt finden würde und daß ihr Schicksal sich binnen wenigen Minuten entscheiden mußte.

Und dennoch empfand das junge Mädchen weder eine Regung der Furcht, noch ein Gefühl des Hasses, indem sie die Frau betrachtete, deren gerunzelte Stirn, deren hochmüthiges Wesen, deren zusammengekniffene Lippen, deren harte Worte den Haß überfluthen ließen, von dem sie verzehrt wurde. Unwillkürlich bemächtigte sich ihrer ein unerklärliches Mitleid mit Der, welche eben jetzt Befehle ertheilte, über die sie erbeben mußte.

Sie lauschte athemlos, wie bezaubert, ohne zu verstehen, ohne zu wissen, ob Das, was sie hörte, wirklich wahr sei und glaubte zuweilen von einer furchtbaren Hallucination ergriffen zu sein.

Die beiden Personen, welche nicht ahneten, daß sie beobachtet und behorcht wurden, hatten ihr Gespräch mit lauter Stimme wieder begonnen.

Dona Rosario verlor davon kein Wort.

„Wie kommt es," fragte die Linda den Mann, der vor ihr stand, „daß Joan nicht gekommen ist? Er ist es, den ich erwartete."

Der so Befragte warf einen mürrischen Blick um-

her, rollte den Rand seines Hutes zwischen den Fingern und antwortete mit schlecht verhehlter Verlegenheit:

„Joan hat mich an seiner Stelle geschickt.“

„Und mit welchem Rechte,“ sagte die Linda mit hochmüthigem Tone, „erlaubt der Schurke sich, Anderen die Sorge zu übertragen, die von mir erhaltenen Befehle zu befolgen?“

„Joan ist mein Freund,“ entgegnete der Mann.

„Was kümmert mich die Bande, die Euch vereinigen,“ sagte sie mit dem Lächeln der Verachtung.

„Die Sendung, mit der Ihr ihn beauftragt hattet, ist erfüllt worden.“

„Treu?“

„Das Mädchen ist dort!“ sagte er, mit dem Finger nach dem Gemache deutend, in welchem sich Dona Rosario befand. „Während des Weges hat sie mit Niemandem gesprochen und ich kann betheuern, daß sie nicht weiß, wohin sie gebracht worden ist.“

Bei dieser Versicherung wurde das Auge der Dona Maria etwas sanfter und mit minder barscher, minder hochmüthiger Stimme entgegnete sie:

„Aber weshalb hat Joan Euch seinen Platz übertragen?“

„Ah,“ sagte der Mann mit einer erheuchelten Gutmüthigkeit, welche durch seinen listigen Blick Lügen gestraft wurde, „aus einer sehr einfachen Ursache. Joan wird in diesem Augenblicke nach der Ebene durch die schwarzen Augen eines bleichgesichtigen Weibes ge-

zogen, die wie die Lucciolen in der Nacht funkeln. Der Toldo dieses Weibes ist in der Ebene erbaut, in der Nähe der Tolderia, die Ihr, wenn ich nicht irre, Concepcion nennt. Obgleich ein solches Benehmen eines Kriegers unwürdig ist, fliegt sein Herz beständig diesem Weibe zu, selbst gegen seinen Willen, und so lange es ihm nicht gelungen sein wird, sich dieses Weibes zu bemächtigen, bekommt er seinen richtigen Verstand nicht wieder."

„Nun, weshalb entführt der Dummkopf sie dann nicht?" fragte die Linda und stampfte mit dem Fuße.

„Ich habe es ihm vorgeschlagen."

Dona Maria zuckte die Achseln, während ein geringschätziges Lächeln ihre Mundwinkel verzog.

„Aber," fuhr sie fort, „das Alles sagt mir nicht, wer Ihr seid?"

„Ich bin ein Ulmen in meinem Stamme, ein großer Krieger unter den Puelchen," antwortete er stolz.

„So," rief sie mit sichtlicher Befriedigung, „Ihr seid ein Ulmen der Puelchen! Kann ich auf Eure Treue zählen?"

„Ich bin der Freund Joans!" antwortete er einfach und verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Kennt Ihr das Mädchen, das Ihr hergebracht habt?" fragte sie und richtete einen mißtrauischen Blick auf ihn.

„Woher sollte ich sie kennen?"

„Seid Ihr bereit, mir in Allem zu gehorchen?"

„Mein Gehorsam wird von meiner Schwester abhängen; sie spreche, ich werde antworten.“

„Dies Weib ist meine Feindin,“ sagte die Linda.

„Soll es sterben?“ fragte er rauh, ohne die Augen vor dem forschenden Blicke der Linda zu senken.

„O nein,“ rief sie lebhaft; „diese Indianer sind rohe Thiere; sie verstehen Nichts von der Rache! Was kümmert mich ihr Tod? Ihr Leben ist es, das ich will!“

„Meine Schwester erkläre sich; ich verstehe sie nicht.“

„Der Tod bringt nur einige Augenblicke des Leidens und dann ist Alles vorbei.“

„Der weiße Tod vielleicht, aber den indianischen Tod muß man viele Stunden rufen, ehe er kommt.“

„Ich will, daß sie lebe, sage ich Euch!“

„Sie wird leben. — Ach,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „der Toldo eines Häuptlings ist leer, seine Feuer sind erloschen.

„Oh! Oh!“ rief die Linda, „Ihr habt keine Weiber?“

„Sie sind todt.“

„Und an welchem Orte befindet sich Euer Stamm jetzt?“

„Oh,“ sagte der Indianer, „sehr weit von hier; wenigstens zehn Tagemärsche weit. Ich wollte zu den Kriegern meiner Tolderia zurückkehren, als Joan mir den Auftrag ertheilte, seine Stelle zu vertreten.“

Es entstand eine Pause.

Die Linda überlegte.

Dona Rosario verdoppelte ihre Aufmerksamkeit; sie begriff, daß sie ihre Bestimmung erfahren sollte.

„Und Ihr,“ fuhr Dona Maria fort, indem sie einen fragenden Blick auf den Mann richtete, „was für ein wichtiger Grund hielt Euch auf den Ebenen am Ufer des Meeres zurück?“

„Keiner. Ich war gleich den anderen Ulmenes gekommen, um der Erneuerung des Friedensvertrages beizuwohnen.“

„Ihr hattet keine anderen Gründe?“

„Keine.“

„Höret, Häuptling, Ihr habt ohne Zweifel die vier Pferde bewundert, die vor der Thüre dieses Gebäudes befestigt sind?“

„Es sind edle Thiere,“ entgegnete der Indianer, dessen Augen vor Begierde leuchteten.

„Nun wohl; es hängt nur von Euch ab, sie zu erhalten.

„Oh,“ rief er freudig aus, „was muß ich dafür thun?“

Die Linda lächelte.

„Mir gehorchen!“ sagte sie.

„Ich werde gehorchen!“ entgegnete er.

„Was ich Euch auch befehle?“

„Was meine Schwester mir auch befiehlt.“

„Gut. Aber erinnert Euch an Das, was ich

Euch sage: Wenn Ihr mich zu betrügen versuchtet, würde meine Rache fürchterlich sein und Euch überall hin verfolgen."

„Weshalb sollte ich meine Schwester betrügen?"

„Weil Ihr Indianer so geschaffen seid, arglistig und falsch, jederzeit zum Betrügen geneigt."

Ein finsterer Blitz schoß aus dem Auge des Puelchen-Kriegers; dennoch antwortete er mit ruhiger Stimme:

„Meine Schwester täuscht sich; die Araukaner sind aufrichtig."

„Das werden wir sehen," entgegnete sie. „Wie heißet Ihr?"

„Die Moschusratte."

„Gut. So höret denn, Moschusratte, was ich Euch sagen werde."

„Meine Ohren sind geöffnet."

„Das Weib, das Ihr auf meinen ausdrücklichen Befehl hier hergeleitet habt, darf die Ebenen am Meeresufer nicht wiedersehen."

„Sie wird sie nicht wiedersehen."

„Ich will nicht, daß sie sterbe, hört Ihr wohl? Sie soll leiden!" sagte sie mit einem Ausdrucke, der das unglückliche junge Mädchen erbeben machte.

„Sie wird leiden."

„Ja," sagte Dona Maria, deren Auge funkelte, „ich will, daß sie eine lange Reihe von Jahren hindurch ein Marterleben zu jeder Stunde, jeder Minute er=

dulde. Sie ist jung und wird Zeit haben, vergebens den Tod um Befreiung von ihren Leiden anzurufen, ehe er sie erhört. Jenseit der Gebirge, weit in der Wüste, auf der anderen Seite der Urwälder von Grou=Chaco, soll es eine Heerde wilder und blutdürstiger Indianer geben, welche einen tödtlichen Haß gegen Alle hegen, welche die weiße Farbe tragen."

„Ja," sagte finster der Puelche, „ich habe die Alten meines Stammes oft von jenen Männern sprechen hören. Sie leben nur vom Morde."

„Richtig!" entgegnete sie mit unheimlicher Freude. „Nun wohl, Häuptling, haltet Ihr Euch für fähig, diese weiten Wüsten zu durchziehen und den Grou=Chaco zu erreichen?"

„Weshalb nicht?" antwortete der Indianer, indem er stolz den Kopf zurückwarf. „Giebt es Hindernisse, die groß genug wären, um den araukanischen Krieger in seinem Laufe aufzuhalten? Der Puma ist der König der Wälder, der Geier der des Himmels, aber der Auka ist der König des Puma und des Adlers; die Wüste gehört ihm. Guatecha hat sie ihm geschenkt, sein Pferd und seine Lanze machen ihn unbesieglich und zum Herren der Wüste!"

„Also wird mein Bruder diese Reise vollbringen, die für unmöglich gilt?"

Ein geringschätziges Lächeln spielte einen Augenblick auf den Lippen des wilden Kriegers.

„Ich werde sie vollbringen," sagte er.

„Gut! Mein Bruder ist ein Häuptling, das erkenne ich jetzt."

Der Puelche verneigte sich mit bescheidener Würde.

„Mein Bruder wird also gehen, und wenn er nach dem Chaco kommt, wird er das blasse Mädchen den Guaycuras verkaufen.

Der Indianer ließ auf seinem Gesichte kein Zeichen des Staunens gewahren.

„Ich werde sie verkaufen!" sagte er.

„Gut! Mein Bruder wird treu sein?"

„Ich bin ein Häuptling; ich habe nur ein Wort; meine Zunge ist nicht gespalten; aber weshalb soll das bleiche Weib so weit weggebracht werden?"

Dona Maria richtete einen durchbohrenden Blick auf ihn. Ein Argwohn durchzuckte ihr Herz; der Indianer bemerkte es.

„Ich machte nur eine einfache Bemerkung," sagte er; „im Grunde kümmert mich es wenig; meine Schwester wird mir nur antworten, wenn sie es für zweckmäßig erachtet," bemerkte er mit gleichgültigem Tone.

Die Stirn der Linda heiterte sich wieder auf.

„Die Bemerkung ist sehr richtig, Häuptling, und ich werde darauf antworten. Weshalb sie so weit fortgebracht werden soll, habt Ihr gefragt? Weil Antinahuel dieses Weib liebt; weil sein Herz sich für sie erweicht hat; weil er sich vielleicht durch ihre Bitten rühren ließe, sie ihrer Familie zurückzugeben und weil ich nicht will, daß Das geschehe. Sie soll blutige

Thränen weinen, ihr Herz soll unter dem unablässigen Schmerze brechen, daß sie Alles verloren hat, selbst die Hoffnung!"

Indem Dona Maria diese letzten Worte aussprach, war sie mit stolz erhobenen Kopfe, funkelnden Augen und ausgestreckten Armen aufgestanden. Es lag in ihrem ganzen Wesen etwas Verhängnißvolles und Fürchterliches, das selbst den Indianer erschreckte, so schwer er auch in Aufregung zu bringen war.

„Geht!" sagte sie in gebietendem Tone. „Ehe dies Weib für immer fortgeschafft wird, will ich sie ein einziges Mal sehen und mich mit ihr unterhalten. Sie soll mich wenigstens kennen lernen. — Führt sie her zu mir."

Der Indianer ging, ohne etwas zu erwiedern; das so schöne, aber so grausame Weib flößte ihm Entsetzen ein; er verabscheute es.

Dona Rosario war bei dem erbarmungslos über sie gefällten Urtheilsspruche halb ohnmächtig zu Boden gesunken.

IV.

Auge in Auge.

Die Thür des Cuarto, in welchem Dona Rosario eingeschlossen war, öffnete sich hastig und der Puelchen-Krieger erschien auf der Schwelle. In der rechten Hand hielt er eine rohe irdene Lampe, deren Flamme zwar sehr schwach war, aber dennoch die Gegenstände zu erkennen erlaubte.

Dieser Mann hatte den schmutzigen Hut wieder aufgesetzt, dessen breiter Rand dazu diente, seine Züge zu verbergen.

„Kommt!“ sagte er mit mürrischem Tone zu dem jungen Mädchen.

Diese erkannte die Nutzlosigkeit eines Widerstandes, der in der Mitte der Banditen, von denen sie umgeben war, nur gefährlich werden konnte, senkte ergebensvoll den Kopf und folgte schweigend ihrem Führer.

Dona Maria hatte ihren Platz in dem Armsessel wieder eingenommen; die Arme kreuzend und den Kopf auf die Brust herabsenkend, war sie in finsteres Sinnen vertieft.

Bei dem Geräusche der leichten Tritte des jungen Mädchens richtete sie sich auf, ein Blitz des Hasses zuckte in ihrem Auge und durch eine Handbewegung gebot sie dem Indianer, sich zu entfernen.

Der Puelche zog sich zurück.

Die beiden Frauenzimmer betrachteten sich gegenseitig; ihre Blicke kreuzten sich.

Der Geier und die Taube standen einander gegenüber.

Ein Schweigen des Todes herrschte in dem Gemache. Zuweilen pfiff der Wind mit finsterem Gemurmel durch die Spalten der schlecht zusammengefügten Thüren, erschütterte das leichte Gebäude bis in die Grundfesten und bewegte flackernd die Flamme des einzigen Lichtes, welches das große Gemach beleuchtete, in welchem die beiden Frauen sich einander gegenüber befanden.

Nach einer ziemlich langen Zeit nahm die Linda das Wort, nachdem sie mit jenem Instincte, welchen die Frauen in so hohem Grade besitzen, die zahllosen Schönheiten zergliedert hatte, welche das reizende Geschöpf schmückten, das zitternd und gebeugt vor ihr stand.

„Ja," sagte sie, besiegt durch den Augenschein, mit dumpfer Stimme zu sich selbst, „das Mädchen ist schön; sie besitzt Alles, was sie anbetungswürdig machen kann, und es genügt, sie zu sehen, um sie zu lieben. Nun wohl, diese Schönheit, welche bis heute seine Freude und seinen Stolz ausgemacht hat, soll der Schmerz schnell zum Welken bringen, und ehe ein Jahr vergeht, soll sie für Alle ein Gegenstand der Geringschätzung und des Mitleids sein! — Ha," fügte sie

mit helltönender Stimme hinzu, „endlich halte ich meine Rache in den Händen — endlich!“

„Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich so hassen?“ sagte das junge Mädchen mit einer klagenden Stimme, deren weicher, melodischer Ton jeden Anderen gerührt haben würde, als Die, zu der sie sprach.

„Was Du mir gethan hast, thörichtes Geschöpf?“ schrie die Linda, indem sie einen Satz machte wie eine verwundete Löwin und sich wuthbebend vor Dona Rosario emporrichtete. „Was Du mir gethan hast?“ Dann fügte sie mit gellendem Gelächter hinzu: „Es ist wahr, Du hast mir Nichts gethan. Du nicht!“

„Ach, Sennora, ich kenne Sie nicht; ich stehe Ihnen heute zum ersten Male gegenüber; ich, ein armes, junges Mädchen, dessen Leben bisher in der Einsamkeit verfloß — wie hätte ich Sie beleidigen können?“

Dona Maria betrachtete sie einen Augenblick mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

„Ja, ich gestehe es; Du hast mir Nichts gethan und persönlich habe ich Dir, wie Du so eben sagtest, Nichts vorzuwerfen; aber begreifst Du denn nicht, daß ich mich an ihm räche, indem ich Dir Leiden zufüge?“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen!“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen.

„Unsinnige, die Du mit der Löwin spielst, welche bereit ist, Dich zu zerreißen! Erheuchele nicht länger eine Unschuld, durch die ich mich nicht täuschen lasse! Wenn Du meinen Namen noch nicht erräthst, so will

ich ihn Dir sagen. Ich bin Dona Maria, die, welche man die Linda nennt. Verstehst Du mich jetzt?"

„Eben so wenig, Sennora," entgegnete Dona Rosario mit einem Tone der Aufrichtigkeit, der ihre Verfolgerin selbst wider Willen erschütterte. „So viel ich weiß, habe ich diesen Namen noch nie nennen hören."

„Sollte Das wahr sein?" sagte die Linda mit dem Tone des Zweifels.

„Ich schwöre es Ihnen."

Die Linda ging mit großen Schritten in dem Zimmer umher.

Dona Rosario, welche sich immer noch mehr wunderte, betrachtete sie verstohlen, ohne sich Rechenschaft von der Aufregung geben zu können, welche ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme in ihr hervorriefen. Es war nicht Furcht, viel weniger Freude, sondern ein unbegreifliches Gemisch von Traurigkeit, Freude, Mitleid und Schrecken; ein unbeschreibliches Gefühl, das weit entfernt war, ihr Widerwillen einzuflößen, sondern sie vielmehr zu Der hinzog, deren abscheuliche Absichten ihr kein Geheimniß waren, und von der sie, wie sie wußte, Alles zu fürchten hatte.

Sonderbare Sympathie! Was Dona Rosario für die Linda empfand, das empfand diese auch für Dona Rosario. Vergebens rief sie alle die Beleidigungen zu Hülfe, über die sie sich von dem Manne zu beklagen haben meinte, den sie durch das junge Mädchen treffen wollte. In den verborgenen Falten ihres

ihres Herzens sprach eine Stimme immer lauter und lauter zu Gunsten Derjenigen, die sie ihrem Hasse opfern wollte. Je mehr sie das Gefühl zu besiegen strebte, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, um so mehr fühlte sie, daß diese Bestrebungen ohnmächtig waren. Kurz, sie stand auf dem Punkte, sich rühren zu lassen.

„Ha!“ murmelte sie voll Wuth, „was geht in mir vor? Werde ich mich etwa durch die Thränen dieses gebrechlichen Geschöpfes erweichen lassen?“

Eben so, wie die indianischen Krieger, die an dem Blutpfahl festgebunden sind, ihre Kriegsthaten besingen, um sich zur Ertragung der Martern zu ermuthigen, welche ihre Feinde schweigend für sie vorbereiten, rief die Linda die Erinnerung an alle die Kränkungen zurück, mit denen Don Tadeo sie überschüttet hatte, und plötzlich blieb sie mit funkelnden Blicken und bebenden Lippen vor Dona Rosario stehen.

„Höre, junges Mädchen,“ sagte sie mit einer Stimme, die der Zorn zittern machte, „es ist das erste und das letzte Mal, daß wir einander gegenüberstehen. Ich will, daß Du wissen sollst, weshalb ich Dich so gewaltig hasse. Was Du jetzt erfahren wirst, ist vielleicht später für Dich ein Trost und wird Dir beistehen, mit Muth die Schmerzen zu ertragen, die ich Dir bereite,“ fügte sie mit dämonischem Lachen hinzu.

„Ich höre Sie, Sennora,“ antwortete Dona Rosario mit engelgleicher Sanftmuth, „obgleich ich im

Voraus überzeugt bin, daß Das, was Sie mir sagen werden, mich in keiner Beziehung gegen Sie strafbar machen kann."

„Glaubst Du?" sagte die Linda mit ironisch=theilnehmendem Tone. „Nun gut, so höre! Wir haben vollkommen Zeit, mit einander zu plaudern, denn Du sollst erst in einer Stunde weiter."

Diese Anspielung auf ihre nahe bevorstehende Entfernung machte das junge Mädchen erbeben, indem sie dadurch an alle die Martern erinnert wurde, die ihr daraus erwachsen mußten.

„Ein Mädchen," fuhr die Linda fort, „jung und schön, schöner wie Du, ein zartes Kind, das sich bei dem geringsten Winde beugte, wie ein Rohr — ein solches Mädchen, sage ich, hatte aus Liebe einen Mann geheirathet, der auch jung war, schön wie der böse Geist vor seinem Falle, und der durch heuchlerisch=schmeichelhafte Worte ihr unbekannte und glänzende Welten eröffnend, sie so verführte, daß sie, das arme unerfahrene Landmädchen, schon nach wenigen Tagen heimlich das Dach verließ, das ihre Kindheit beschützt hatte und unter dem ihr alter Vater bis zu seinem Tode vergebens nach ihr rief, um ihr zu verzeihen und sie zu segnen."

„Ach, Das ist abscheulich!" rief Dona Rosario.

„Weshalb? Da er sie heirathete, war die Moral in den Augen der Welt befriedigt. — Dies Weib war rein und konnte von nun an mit stolz erhobenem

Kopfe vor die Menge hintreten, welche mit verächtlichem Lachen Zeuge ihres Falles gewesen war. Aber Alles geht in dieser Welt vorüber und Nichts schneller, als die leidenschaftliche Liebe des Mannes. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung beweinte diese Frau, allein in das entfernteste Zimmer ihrer Wohnung zurückgezogen, ihr für immer entflohenes Glück! Ihr Mann hatte sie verlassen! Ein Kind war aus dieser Verbindung entsprossen, ein kleines blondes Mädchen, ein Cherub mit rosigen Lippen, dessen Augen das Blau des Himmels wiederspiegelten, der einzige Trost, welcher der verlassenen Mutter in ihrem ungeheuren Unglücke blieb. Während einer Nacht, als sie im Schlafe lag, schlich ein Mann sich wie ein Dieb in ihre Wohnung ein, bemächtigte sich des Kindes, ungeachtet des Geschreies der verzweifelnden Mutter, die sich weinend und flehend zu seinen Füßen wand und ihn bei Allem, was es Heiliges auf Erden giebt, beschwor. Doch nachdem er die verzweifelnde Mutter hart von sich gestoßen hatte, so daß sie sterbend auf den Fußboden ihres Schlafgemaches niederstürzte, verschwand dieser Mann ohne Herz und ohne Erbarmen mit dem Kinde."

„Und die Mutter?" fragte voll Besorgniß Dona Rosario, welche durch die Erzählung, die die Linda ganz für sie zugestutzt hatte, im höchsten Grade gerührt war.

„Die Mutter," entgegnete sie mit dumpfer er-

stickter Stimme — „die Mutter sollte ihr Kind nie wiedersehen! Sie hat es nie wiedergesehen! Bitten, Drohungen, Alles wurde wechselsweise versucht, doch Alles vergebens. Da hat diese Mutter, die ihr Kind anbetete, die ihr Leben für ihre Tochter geben würde, dem Manne, den sie einst so glühend liebte, und der so erbarmungslos gegen sie war, einen Haß gelobt, dem keine Rache jemals wird genügen können! — Weißt Du nun den Namen dieser Mutter, junges Mädchen? Sag, weißt Du ihn? Nein, nicht wahr? Nun wohl, diese Mutter — bin ich! — Der Mann, den sie eben so glühend haßt, wie den Dämon, dessen Herz er hat, dieser Mann — ist Don Tadeo von Leon!"

„Don Tadeo!" rief Dona Rosario, und trat überrascht einen Schritt zurück.

„Ja," entgegnete die Linda voll Wuth, „Don Tadeo, Dein Liebhaber!"

Das junge Mädchen sprang auf Dona Maria zu, faßte ihren Arm, als wollte sie ihn zerbrechen, brachte ihr zornglühendes Gesicht dem der Buhlerin nahe, die durch die Heftigkeit, welche sie bei dem zarten Kinde nicht geahnt hatte, betäubt wurde und rief mit dem Tone des Unwillens:

„Was haben Sie zu sagen gewagt, Sennora? Don Tadeo mein Liebhaber? — Er! — Sie haben gelogen!"

„Sollte es wahr sein?" fragte lebhaft die Linda; „sollte ich mich in der That so grob getäuscht haben?

Aber wer sind Sie dann?" fragte sie mißtrauisch. „Als was hat er Sie bei sich behalten?"

„Wer ich bin?" entgegnete voll Adel das junge Mädchen, „Ich will es Ihnen sagen!"

Plötzlich ließ sich draußen der Galopp mehrerer Pferde vernehmen, gemischt mit Geschrei und Flüchen.

„Was geht vor?" sagte Dona Maria erblassend.

„Ach," rief Dona Rosario und faltete fromm die Hände, „mein Gott, sendest Du mir Befreier?"

„Du bist noch nicht frei!" sagte die Linda mit einem grausamen Gelächter.

Der Tumult wuchs zu großer Heftigkeit an, die von draußen heftig gestoßene Thür flog auf und mehrere Männer drangen in den Cuarto ein.

V.

Der Aufstand.

Die Verwickelung der Geschichte, welche wir zu erzählen haben, zwingt uns, Dona Rosario und die Linda zu verlassen, um nach Valdivia zurückzukehren,

wo der Aufstand die riesigen Verhältnisse einer Revolution angenommen hatte.

Electrisirt durch den Heldenmuth des Königs der Finsterniß kämpften die Patrioten mit einer unerhörten Erbitterung.

Die finstern Herzen schienen die Gabe der Ueberallgegenwärtigkeit zu besitzen; sie vervielfältigten sich; überall standen sie an der Spitze der Insurgenten und feuerten sie durch Worte, besonders aber durch ihr Beispiel an.

Die Stadt war überall durch Barrikaden gesperrt, gegen welche die wenigen Truppen, die dem General Bustamente treu blieben, vergebens kämpften.

Erdrückt durch die Feinde, die auf allen Seiten gegen sie aufstanden und das tausendfach wiederholte Geschrei ausstießen: „Es lebe das Vaterland! Es lebe Chili! Es lebe die Freiheit!“ wichen die Soldaten Schritt für Schritt zurück, gaben die Thore, deren sie sich im Anfange bemächtigt hatten, eines nach dem anderen auf und drängten sich auf dem Hauptplatze zusammen, dessen sämmtliche Zugänge sie ihrerseits verbarrikadirt hatten.

Die Stadt war in der Gewalt der Insurgenten. Die jetzt auf einen Punkt beschränkte Schlacht ließ leicht voraussehen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde, denn die Soldaten, welche durch den schlechten Erfolg ihres Handstreiches entmuthigt waren und einsahen, daß sie sich zu Kämpfern für eine schlechte Sache gemacht

hatten, fochten nur noch, um günstige Bedingungen zu erlangen.

Die Offiziere des Generals Bustamente und die Senatoren, die er erkauft hatte, um sie zu seinen Anhängern zu machen, zitterten, indem sie an das Schicksal dachten, das sie bedrohte, wenn sie in die Gewalt ihrer Feinde fielen. Der Erfolg rechtfertigt Alles; sobald sie ihn nicht für sich hatten, waren sie Verräther am Vaterlande und als solche hatten sie kein Recht auf eine Capitulation. Sie feuerten daher auch ihre Soldaten zum tapfersten Widerstande auf, indem sie ihnen baldige Unterstützung verhießen und ihren Muth dadurch zu beleben suchten, daß sie ihnen sagten, ihre Feinde wären nur Bürger, deren sie leicht Herr werden könnten, wenn sie sich zum Angriffe entschlössen, oder nur noch eine Stunde lang sich tapfer vertheidigten.

Der General, der die Garnison kommandirte und den wir auf der Treppe des Cabildo mit so großer Anmaßung den Senatus-Consult vorlesen sahen, der die Regierungsform veränderte, biß sich voll Wuth auf die Lippen und verrichtete Wunder der Tapferkeit, um Don Pancho Bustamente die Zeit zu lassen, herbeizueilen; denn sobald er sah, welche Wendung die Sachen nahmen, hatte er einen Eilboten an ihn abgeschickt.

Dieser Eilbote war Don Diego, der alte, dem General Bustamente ganz ergebene Offizier.

„Lieutenant!“ sagte der General, indem er seine

Instruction schloß, „Sie sehen, in welcher Lage wir sind. Sie müssen daher um jeden Preis zu dem General gelangen."

„Ich werde zu ihm gelangen, General, halten Sie sich davon überzeugt!" entgegnete unerschrocken Don Diego.

„Und ich werde versuchen, mich bis zu ihrer Rückkehr zu halten!"

Darauf hatte Don Diego sich in das dichteste Gewühl gestürzt, indem er sein Pferd wild vorwärts trieb und mit seinem Säbel ein blitzendes Rad schlug. Die finstern Herzen, die durch diesen wüthenden Angriff eines Einzelnen überrascht wurden, waren im ersten Augenblicke vor ihm zurückgewichen, unfähig, dem Anprall dieses Dämons zu widerstehen, der unverwundbar zu sein schien, und mit jedem Hiebe Einen von ihnen zu Boden streckte.

Diego benutzte geschickt die Unordnung, die er durch seine Kühnheit in den Reihen der Feinde hervorgebracht hatte, drang unerschrocken vorwärts und gelangte mit unerhörter Anstrengung zur Stadt hinaus.

Sobald er in Sicherheit war, wich die fieberhafte Ueberreizung, die ihn bisher aufrecht gehalten hatte, plötzlich, und er mußte Halt machen, um Athem zu schöpfen und wieder einige Ordnung in seine gestörten Gedanken zu bringen.

Der alte Soldat wusch seinem Pferde die Seiten und die Nasenlöcher mit Branntwein und als er Dies

gethan, schwang er sich in den Sattel und flog wie ein Pfeil davon, denn er sah ein, daß das Heil seiner Kameraden von der Schnelligkeit abhing, mit der er seinen Auftrag vollzog.

Der General hatte nicht gezögert, nach Valdivia zurückzukehren.

Er fühlte zu gut den ungeheuren Vortheil, den er aus dem Siege ziehen mußte, sowie den nicht gutzumachenden Schaden, wenn er geschlagen wurde.

Als Sieger war sein Weg bis Santiago Nichts als ein Triumphzug; die Behörden der Städte, die er zu durchziehen hatte, wetteiferten sicher, sich unter seine Fahne zu stellen, während er, gezwungen Valdivia als Flüchtling zu verlassen, wie ein wildes Thier würde gehetzt worden sein, und sein Heil in einer schnellen Flucht hätte suchen müssen, entweder nach Bolivia oder nach Buenos-Ayres. Zugleich waren dann seine so lange genährten Pläne, deren Erfolg er vollkommen gesichert zu haben glaubte, für längere Zeit verzögert und vielleicht ganz vernichtet.

Der General war daher die Beute einer Wuth, die um so furchtbarer war, da er sie in sich verschließen mußte.

Zwei Lanzenlängen vor seinen Soldaten sprengte Don Pancho, auf den Hals seines Pferdes niedergebeugt mit bleicher Stirn und zusammengebissenen Zähnen, mit verhängtem Zügel dahin, die Augen auf die hohen

Thürme von Valdivia gerichtet, deren dunkle Umrisse immer größer und größer am Horizonte aufstiegen.

Eine halbe Meile vor der Stadt ließ der General seine Truppen Halt machen.

Das helle Geknatter des Kleingewehrfeuers tönte deutlich herüber; zuweilen mischte sich der dumpfe Ton der Kanonen mit finsterem Baß hinein.

Der Kampf währte noch immer fort.

Der General beeilte sich, seine letzten Vorkehrungen zu treffen, ehe er einem äußersten Versuch wagte.

Die Gewehre wurden geladen.

Nach unseren europäischen Begriffen, wo man gewohnt ist, große Massen mit einander kämpfen zu sehen, waren die Truppen, die der General mit sich gebracht hatte, nicht sehr zahlreich. Sie bestanden höchstens aus achthundert Mann.

Wir sagen bei uns, daß der Sieg der Uebermacht bleibt. In Amerika, wo die beträchtlichsten Heere oft nicht über dreitausend Mann stark sind, modificirt sich Dies natürlich und gewöhnlich bleibt der Kühnste oder der Geschickteste Herr des Schlachtfeldes.

Don Pancho Bustamente war ein tapferer Soldat, gewöhnt an die Kämpfe des Bürgerkrieges, welche meistentheils nur aus verwegenen Handstreichen bestehen; mit einem geprüften Muthe, mit einer Kühnheit sonder Gleichen und einem ungeheuren Ehrgeiz begabt, traf er kaltblütig seine Anstalten durch einen

unwiderstehlichen Angriff seine gefährdete Sache wieder herzustellen.

Die Gegend um Valdivia ist ein wahrer englischer Garten, durchschnitten von Gebüschen, Aepfelpflanzungen, geschnittenen Hecken und kleinen Bächen, die sich sämmtlich in den Fluß ergießen.

Es war dem General daher leicht, sein Anrücken zu verdecken.

Zwei Soldaten wurden als Vedetten vorausgeschickt, um Nachrichten einzuziehen.

Nach wenigen Augenblicken schon kehrten sie zurück. Die Zugänge zur Stadt waren verödet; die Insurgenten hatten die Truppen in das Innere zurückgedrängt und mit dem Unverstand von Bürgern, die plötzlich in Kriegsleute verwandelt waren, hatten sie keine Reserve zurückgelassen, und nicht einmal in ihrem Rücken Schildwache aufgestellt, um sich gegen einen Ueberfall zu sichern.

Statt den General zu beruhigen, runzelte er über diese Nachrichten die Stirn; er ahnete einen Hinterhalt und während seine Offiziere über die Tactik der Insurgenten spotteten, hielt er es für nöthig, seine Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln.

Die Truppen wurden in zwei Corps getheilt, welche einander im Fall der Noth gegenseitig unterstützen sollten; und da man eine verbarrikadirte Stadt angriff, erhielten die Lanceros den Befehl, abzusitzen, um die Infanterie zu unterstützen. Nur eine Schwadron

von hundert Mann blieb im Sattel, einige hundert Schritt von der Stadt verborgen, um den Rückzug zu decken, oder die Flüchtlinge niederzuhauen, im Fall der Angriff gelang.

Als diese Anordnungen getroffen waren hielt der General eine feurige Anrede an seine Soldaten, denen er im Falle des Erfolges, die Plünderung der Stadt versprach. Dann stellte er sich an die Spitze der ersten Abtheilung und gab den Befehl, vorzurücken.

Die Truppen befolgten diesen Befehl, indem sie nach Art der Indianer vordrangen, das heißt, sich hinter jedem Baume, jeder Erhöhung des Bodens, deckend.

So gelangten sie, ohne Aufmerksamkeit erregt zu haben, bis auf Pistolenschußweite von dem Orte.

Das tiefe Schweigen, die unbedingte Ruhe, welche in der ganzen Umgebung der Stadt herrschten, bildeten einen finsteren Gegensatz zu dem Lärm des Gewehrfeuers und des Kanonendonners, welcher noch immer von Zeit zu Zeit aus dem Innern der Stadt hörbar wurde und die Besorgnisse des Generals verdoppelte.

Eine finstere Ahnung sagte ihm, daß er von einer großen Gefahr bedroht werde, die er nicht zu vermeiden wußte, da er sie nicht zu bestimmen vermochte.

Jede Zögerung in diesem entscheidenden Augenblicke konnte aber nicht wieder gutzumachende Nachtheile herbeiziehen.

Der General faßte gewaltsam den Griff seines Säbels und indem er sich zu seinen Soldaten wendete, rief er mit donnernder Stimme:

„Vorwärts!"

Die Truppen, welche nur auf diesen Befehl warteten, stürmten unter lautem Geschrei vorwärts und legten im Sturmschritt die Strecke zurück, welche sie von der Stadt trennte.

Fenster und Thüren waren fest verschlossen und ohne das Schießen im Herzen der Stadt hätte man sie für verlassen halten müssen.

Die erste Abtheilung traf auf kein Hinderniß und setzte ungehindert ihren Marsch fort; darauf drang auch die zweite in die Stadt ein.

Da ertönte plötzlich vorn, hinten und zu beiden Seiten zu gleicher Zeit ein ungeheures Geschrei und an allen Fenstern erschienen Leute, die mit Gewehren bewaffnet waren.

Don Pancho Bustamente war auf allen Seiten umzingelt. Er hatte sich — man verzeihe uns diesen Vergleich — wie eine Maus in der Falle fangen lassen.

Die Soldaten, welche einen Augenblick verblüfft waren, faßten sich sogleich wieder, boten vorwärts und rückwärts die Front, und stürzten sich vor Wuth auf die doppelte Barriere, von der sie eingeschlossen waren.

Aber vergebens prellten sie dagegen an; sie vermochten sie nicht zu durchbrechen.

Nun sahen sie ein, daß sie verloren waren, daß sie kein Quartier zu gewärtigen hatten, und sie bereiteten sich darauf vor, muthvoll zu sterben.

Der General warf wilde, verzweiflungsvolle Blicke umher, und suchte, jedoch vergebens, nach irgend einem Wege durch den drohenden Wall von Bajonnetten, der sich ihm entgegenstreckte, und der ihn wie mit einem Netze umgab.

Einige Schriftsteller haben sich auf Kosten der Kriege und der Kämpfe in Amerika lustig gemacht, bei denen, wie sie sagen, beide Theile stets darauf bedacht sind, sich außer Schußweite zu bringen, so daß ihnen nie ein Mann getödtet wird.

Dieser Witz ist übel angebracht und wird jetzt zur Verleumdung, die man widerlegen muß; denn sie greift die Ehre der Südamerikaner an, welche, wie wir hiermit laut versichern, mit unerschrockenem, geprüftem Muthe begabt sind, einem Muthe, der sich während dieses Unabhängigkeitskrieges gegen die Spanier glänzend bewährt hat. Leider wird gegenwärtig dieser Muth in brudermörderischen Kämpfen vergeudet.

Drei Mal stürzten sich die Soldaten auf die Insurgenten, und drei Mal wurden sie mit ungeheurem Verlust zurückgeworfen.

Der Kampf war entsetzlich, erbarmungslos; er wurde nur mit blanker Waffe geführt; Fuß gegen Fuß, Brust gegen Brust, bis zum letzten Athemzuge und endete nur mit dem Tode.

Die Truppen, welche durch das entsetzliche Gemetzel decimirt wurden, verloren allmälig Terrain; der Raum, den sie einnahmen, zog sich enger und enger zusammen und der Augenblick war nicht fern, wo sie durch die Fluth des Volkes erdrückt werden mußten, die mit jedem Augenblicke wuchs und sie bald verschlingen mußte.

Der General sammelte einige fünfzig Mann um sich, die zum Tode entschlossen waren und machte mit ihnen eine verzweifelte Anstrengung, um sich einen Weg zu bahnen.

Es war ein Riesenstoß.

Einige Minuten blieben die beiden gegen einander anstürmenden Massen durch die Gewalt ihres Zusammenstoßes beinahe regungslos. Don Pancho ließ seinen Säbel um sich kreisen und sich in den Steigbügeln hebend, schmetterte er Jeden nieder, der sich ihm entgegenstellte.

Plötzlich trat ihm ein Mann entgegen, der wie ein Fels aus dem Meere emporzusteigen schien.

Bei seinem Anblicke wich der General unwillkürlich zurück und ein Schrei der Ueberraschung und der Wuth entrang sich seiner Brust.

Dieser Mann war Don Tadeo von Leon.

Sein Todfeind!

Der, den er schon zum Tode verurtheilt hatte und der auf eine unbegreifliche Weise die Hinrichtung überlebte.

In diesem Augenblicke schien Gott ihm diesen Mann verhängnißvoll gegenüber zu stellen, um das Werkzeug der Rache, die Ursache seiner Schmach und seines Unterganges zu sein.

VI.

Der Löwe im Todeskampfe.

„Mein Gott!" rief der General, „bin ich die Beute eines Truggebildes?"

„Ha! Ha!" entgegnete der König der Finsterniß mit höhnischem Lachen, „Sie erkennen mich, General?"

„Don Tadeo von Leon!" rief der General schaudernd. „Steigen die Todten aus dem Grabe herauf? Ich hoffte, was man mir gesagt hatte, sei falsch; doch Sie sind es wirklich!"

„Ja," entgegnete Don Tadeo mit finsterer Stimme, „Sie täuschen Sich nicht, Don Pancho, ich bin Don Tadeo von Leon, der, den Sie auf dem Hauptplatze von Santiago erschießen ließen! Ihre Spione haben Sie gut unterrichtet."

„Mensch oder Dämon!" rief der General wüthend,

„ich werde Dich bekämpfen und Dich zwingen, in die Hölle zurückzukehren, der Du entsprungen bist!“

Sein Feind lächelte geringschätzig.

„Ihre Stunde ist gekommen, Don Pancho,“ sagte er. „Sie sind der Gerechtigkeit der finsteren Herzen verfallen.“

„Sie haben mich noch nicht, Elender! Wenn ich nicht siegen kann, werde ich mit den Waffen in der Hand zu sterben wissen!“

„Nein! Ihre Stunde hat geschlagen, sage ich Ihnen nochmals. Sie sind unser und werden sterben, doch nicht den Tod des Soldaten, sondern hingerichtet durch unsere Gerechtigkeit!“

„Nun gut,“ schrie der General und schwang seinen Säbel, „so kommen Sie denn, um mich zu fangen!“

Don Tadeo verschmähte eine Antwort.

Er machte ein Zeichen und ein Lasso, von einer unsichtbaren Hand geworfen, wirbelte durch die Luft und sank pfeifend auf die Schultern des Generals nieder.

Ehe dieser, überrascht durch den unerwarteten Angriff, einen ohnehin unmöglichen Widerstand versuchen konnte, erhielt er einen furchtbaren Ruck, verlor die Steigbügel und wurde, vom Pferde gezogen, in die Mitte der Insurgenten gerissen.

Außer sich, rasend vor Schmerz und Scham, erschöpfte sich der General in vergeblichen Anstrengungen. Halb erwürgt durch den Lasso, der ihm die Kehle zu-

schnürte, nahm sein Gesicht eine blaue Färbung an, seine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen und weißlicher Schaum zeigte sich in den Winkeln seiner verzerrten Lippen.

Don Tadeo betrachtete ihn einen Augenblick mit einem Gemisch von Mitleid und Triumph.

„Machet ihn los aus der Schlinge," befahl er, „und versichert Euch seiner Person, indem Ihr ihn jedoch mit aller Rücksicht behandelt."

Entsetzt durch diesen furchtbaren Fall, den sie durchaus nicht erwartet hatten, standen die Soldaten stumm und entmuthigt da, und suchten nicht einmal von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Don Tadeo wendete sich zu ihnen.

„Ergebt Euch!" rief er ihnen zu. „Ergebt Euch! Der Mann, der Euch verlockte, ist in unserer Gewalt; Euch soll das Leben geschenkt werden."

Die Soldaten beriethen sie eine Sekunde mit den Augen; dann warfen sie gleichzeitig ihre Waffen von sich und riefen laut:

„Es lebe Chili! Es lebe die Freiheit!"

„Gut," sagte Don Tadeo. „Verlaßt die Stadt und lagert Euch eine Stunde vor den Thoren, die Befehle erwartend, die Euch bald zugefertigt werden sollen."

Die besiegten Soldaten schlugen mit gesenkten Köpfen den Weg wieder ein, auf dem sie vor einer Stunde gekommen waren; sie durchzogen schweigend die

Reihen der Insurgenten, die sich öffneten, um sie hindurchzulassen.

Ohne Zeitverlust begab sich Don Tadeo, begleitet von einer Menge seiner Anhänger, nach dem Hauptplatze, wo der Kampf noch immer fortdauerte.

Die Soldaten, welche sich auf dem Platze fest verschanzt hatten und Herren des Cabildo waren, fochten tapfer, denn sie hofften noch immer auf den Beistand, den der General Bustamente, dessen Schicksal sie nicht kannten, ihnen zuführen sollte.

Obgleich diese Truppen auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen waren, befanden sie sich doch in einer Stellung, aus der sie kaum verdrängt werden konnten, wenn man sich nicht sehr empfindlichen Verlusten aussetzen wollte.

In ihrer Ueberzeugung, daß es nur darauf ankomme, Zeit zu gewinnen, kämpften die Soldaten mit dem Muthe der Verzweiflung, und vertheidigten Zoll für Zoll die Barrikaden, hinter denen sie sich schützten.

Indeß verfloß die Zeit, ihre Munition ging zu Ende, eine große Menge der Ihrigen lag todt zu ihren Füßen, und noch zeigte ihnen Nichts, daß die so sehnlich erwartete Unterstützung nahe.

In der Hitze des Gefechtes hatten sie den Lärm des Kampfes nicht gehört, den Don Pancho an den Thoren der Stadt bestand und dies zwar um so weniger, da nur wenige Schüsse gefallen waren und dann Alles zur blanken Waffe gegriffen hatte. Selbst die Mu=

thigsten begannen daher zu verzweifeln; der General sogar fühlte seine Entschlossenheit schwinden und warf besorgte Blicke umher.

Stumm, die Augen zu Boden gesenkt, zitterte der Senator, der die verhängnißvolle Proclamation hatte vorlesen sollen, an allen Gliedern. Er bereute es von ganzem Herzen, doch freilich zu spät, sich so unüberlegt in dieses Wespennest gestürzt zu haben. Er legte die glänzendsten Gelübde an die zahllosen Heiligen der spanischen Legende ab, wenn er gesund und wohlbehalten der Gefahr entrinnen würde, in der er sich befand.

Der würdige Mann hatte keineswegs kriegerische Instincte und wir können ohne alle Furcht, Lügen gestraft zu werden, die Versicherung geben, daß er, hätte er nur die leiseste Ahnung gehabt, die Dinge könnten diese Wendung nehmen, ganz ruhig in seiner reizenden Quinta Cerra-Azul in der Nähe von Santiago geblieben sein würde, wo ihm das Leben so sanft, so glücklich und besonders so frei von allen Gefahren verfloß.

Zum Unglück aber, wie dies so oft in dieser irdischen Welt geschieht, in welcher — was auch Candide sagen möge — nicht immer Alles zum Besten geschieht und die keineswegs die allerbeste ist — hatte Don Ramon Sandias, so hieß der Senator, die Reize dieses sanften Lebens nicht nach ihrem wahren Werthe zu schätzen verstanden; der Ehrgeiz hatte sich seines

Herzens bemächtigt und er, dem eigentlich gar Nichts zu wünschen blieb, hatte sich, wie wir zeigten, bis an den Hals in ein Wespennest gestürzt, aus dem er nicht herauszukommen wußte.

Bei jedem Musketenschusse, den er hörte, machte der arme Senator einen Satz, wie ein Guanacco, mit verstörten Blicken und wenn der von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet zuweilen eine Kugel pfeifend an ihm vorüberflog, warf er sich flach auf den Bauch nieder und murmelte alle Gebete, die sein Gedächtniß ihm eingab.

Anfangs hatten die Verrenkungen und das Angstgeschrei des Don Ramon Sandias die Offiziere und Soldaten, in deren Mitte der Zufall ihn geworfen, sehr unterhalten und noch lange machten sie sich über seinen Schrecken lustig; aber auf die Länge hörten die Neckereien auf, wie es immer bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt; allmälig hatte die Furcht des Ramon sich den Lachern mitgetheilt, die mit Entsetzen sahen, daß ihre Lage mit jedem Augenblicke verzweifelter wurde.

„Zum Teufel mit der feigen Memme!“ sagte endlich der General voll Zorn zu ihm. „Können Sie denn nicht etwas weniger stark zittern? Crespita! Trösten Sie sich, man wird Sie sicher nicht öfter als ein Mal tödten!“

„Ja, das können Sie leicht sagen,“ entgegnete mit erstickter Stimme der Senator. „Aber ich bin kein

Soldat. Ihr Geschäft ist es, sich tödten zu lassen und Ihnen ist es daher gleichgültig."

„Hm!" sagte der General, „nicht so ganz, wie Sie zu glauben scheinen. Doch beruhigen Sie sich; dauert die Geschichte noch einige Zeit fort, so trifft es uns Alle."

„Was sagen Sie?" murmelte der arme Mann mit verdoppeltem Entsetzen.

„Caramba! Es ist klar, wie der Tag, daß wir Alle hier sterben, wenn Don Pancho sich nicht beeilt."

„Aber ich will nicht sterben, ich nicht!" rief der Senator, indem er in Thränen ausbrach. „Ich bin kein Soldat. Ich beschwöre Sie, mein guter, mein höchst achtungswerther Don Tiburcio Cornejo, lassen Sie mich fort!"

Der General zuckte die Achseln.

„Was macht Ihnen das aus?" fuhr der Senator mit flehender Stimme fort. „Retten Sie mir das Leben! Sagen Sie mir, wo ich hinaus muß, um diesem entsetzlichen Gewirr zu entgehen?"

„Ach, weiß ich es etwa?" entgegnete der General ungeduldig.

„Hören Sie," sagte der Senator; „Sie sind mir zwei tausend Piaster schuldig, die ich Ihnen im Monte abgewonnen habe, nicht wahr?"

„Nun? Was weiter?" sagte der General, ärgerlich über diese ungeschickte Mahnung.

„Bringen Sie mich aus dieser verwünschten Lage und wir sind quitt."

„Sie sind ein Dummkopf, Don Ramon, glauben Sie denn, daß ich hier bleiben würde, wenn ich mich aus dieser Falle zu ziehen wüßte?"

„Ach," klagte der Senator entmuthigt, „Sie sind Nichts, als ein falscher Freund. Sie wollen meinen Tod! Sie dürsten nach meinem Blute!"

Kurz, der arme Mensch war halb toll; er wußte nicht mehr, was er sprach; die Angst raubte ihm das Bischen Verstand, das er jemals besessen hatte.

Uebrigens wurde die Lage wirklich immer gefährlicher. Das Gemetzel war entsetzlich. Die Soldaten fielen einer nach dem andern unter den Schüssen der Insurgenten, die auf allen Seiten des Platzes im Hinterhalte lagen. Zwei oder drei Ausfälle, welche die Truppen versucht hatten, waren kräftig zurückgeschlagen worden; ohne weiter nutzlose Angriffe zu versuchen, sahen sie sich daher gezwungen, sich auf die Vertheidigung ihrer Verschanzungen zu beschränken.

Plötzlich machte der Senator einen gewaltigen Satz, sprang auf den General zu, ergriff dessen Arme und rief:

„Wir sind gerettet! Durch Gottes Gnade sind wir gerettet!"

„Was wollen Sie sagen, Don Ramon? Was für ein Kobold erfaßt Sie? Wahrhaftig, Sie sind toll!"

„Mich erfaßt kein Kobold," entgegnete mit großer Zungengeläufigkeit der Senator; „ich bin nicht toll! Wir sind gerettet, sage ich Ihnen; wir sind gerettet!"

„Was? Was geht vor? Kommt Don Pancho endlich?"

„Ach, was geht mich Don Pancho an! Ich wünsche ihn in den Abgrund der Hölle!"

„Was giebt es sonst?"

„Wie! Sehen Sie denn nicht, dort, hinter der Barrikade an der calle de la Merced!"

„Was?"

„Eine Parlementär-Fahne!"

„Was sagen Sie?" fragte der General lebhaft. Lassen Sie sehen! Lassen Sie sehen!" Und er blickte aufmerksam hin.

„Es ist meiner Treu wahr," sagte er nach einem Augenblicke. „Es leben die guten Augen der Feiglinge! Ich hatte sie noch nicht bemerkt."

„Aber ich habe sie gesehen," sagte Don Ramon und rieb sich die Hände, ganz ermuthigt, und indem er voller Ungeduld hin und herlief.

In diesem Augenblicke schlug eine verlorene Kugel nahe bei ihm an und pfiff an seinem Ohr vorüber.

„Barmherzigkeit!" schrie er, und fiel flach auf den Bauch nieder, wo er regungslos liegen blieb, wie todt, obgleich er in der That nur eine Schramme bekommen hatte.

Inzwischen ließ auch der General die Parlemen-

tär=Fahne auf der Verschanzung aufpflanzen, und gab Befehl, das Feuer einzustellen.

Der Kampf war unterbrochen; als der Senator nicht mehr schießen hörte, erhob er, wie ein Kaninchen, das sich geduckt hat, den Kopf, und beruhigt durch das fortdauernde Schweigen stand er auf, blickte nach allen Seiten umher, überzeugte sich endlich, daß die Gefahr verschwunden sei, richtete sie dann wieder ganz empor, und stand endlich auf den Beinen, obgleich er noch immer taumelte, so daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

VII.

Ein Parlementär.

Sobald die Parlementär=Fahne aufgepflanzt war, hörte plötzlich das Feuer auf beiden Seiten auf.

Die Truppen, welche auf's Aeußerste entmuthigt waren, und keinen Entsatz mehr hofften, waren nicht bös darüber, daß die Insurgenten ihre militärische Ehre schonten, indem sie zuerst zu unterhandeln verlangten.

Der General Cornejo besonders fühlte sich er=

müdet durch den erfolglosen Kampf, den er seit dem Morgen tapfer bestand.

„Nun, Don Ramon," sagte er, indem er sich zu dem Senator mit einem herzlichern Tone wendete, als der war, den er bisher in dem Gespräche mit ihm hatte hören lassen; „ich glaube, ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, Sie ohne Gefahr aus dieser Lage zu bringen. Was abgemacht ist, ist abgemacht, nicht wahr?"

Der Senator sah ihn ganz verdutzt an; der würdige Mann erinnerte sich durchaus nicht mehr an Das, was die Furcht ihm erpreßt hatte, als die Kugeln ihn umpfiffen.

„Ich verstehe Sie nicht, General!" entgegnete er.

„Spielen Sie doch den Unschuldigen!" sagte Don Tiburcio, indem er ihm lachend auf die Achsel schlug. „Wollen Sie es etwa behaupten, daß Sie wie die Guanaccos sind, welche das Gedächtniß verlieren, wenn sie zittern?"

„Auf meine Ehre," versicherte der Senator, „ich schwöre Ihnen, Don Tiburcio, daß ich nicht die geringste Erinnerung daran besitze, Ihnen irgend etwas versprochen zu haben."

„So! — Nun, in der That, das ist möglich, denn Sie fürchteten sich ganz gewaltig. Ich will also Ihr Gedächtniß auffrischen. Hören Sie!"

„Sie werden mir ein Vergnügen dadurch machen."

„Das bezweifle ich; doch gleichviel. Sie sagten

mir auf eben der Stelle, wo wir jetzt stehen, vor noch nicht einer halben Stunde, wenn ich ein Mittel ausfindig machte, Sie gesund und wohlbehalten von hier fortzuschaffen, sollten wir wegen der zwei tausend Piaster, die ich im Spiel an Sie verloren habe und Ihnen noch schuldig bin, quitt sein."

„Glauben Sie?" sagte der Senator, bei dem der Instinkt der Habgier bereits wieder erwachte.

„Ich weiß es gewiß. Fragen Sie nur diese Herren," fügte der General hinzu, indem er sich gegen einige Offiziere wendete, die in der Nähe standen.

„Es ist wahr!" sagten sie lachend.

„Oh!"

„Ja; und da ich nicht auf Sie hören wollte, fügten Sie hinzu —"

„Was!" rief Don Ramon heftig erschreckend, da er seit längerer Zeit wußte, mit wem er es zu thun hatte, „ich habe auch etwas hinzugefügt?"

„Alle Wetter," sagte der General, „ich will Ihnen Ihre eigenen Worte wiederholen. Sie sagten: Und ich werde noch tausend Piaster hinzufügen."

„Das ist nicht möglich!" rief der Senator außer sich.

„Habe ich vielleicht falsch gehört?"

„Ganz gewiß!"

„So?" fuhr der General gelassen fort. „Dann sagten Sie also zwei tausend."

„Nein! Nein!" rief Don Ramon, verwirrt durch das Gelächter der Umstehenden.

„Sie glauben also, daß es noch mehr war? Gut denn! Darüber wollen wir uns nicht streiten."

„Ich habe kein Wort von alle Dem gesagt!' schrie der Senator außer sich.

„So habe ich also gelogen!" sagte der General mit strengem Tone, runzelte die Augenbrauen und sah ihn fest an.

Don Ramon erkannte, daß er auf falschem Wege sei und kehrte daher um.

„Verzeihung, mein theurer General," sagte er mit dem liebenswürdigstem Tone, der ihm möglich war, „Sie haben vollkommen Recht. Ja, in der That, ich erinnere mich jetzt, daß es zwei tausend Piaster waren, die ich ihnen außerdem versprach."

Jetzt war die Reihe der Verwunderung an dem General. Diese Freigebigkeit des Senators, dessen Geiz sprichwörtlich war, überraschte ihn so sehr, daß er eine Schlinge vermuthete.

„Aber," fügte Don Ramon mit triumphirendem Tone hinzu, „Sie haben mich nicht gerettet!"

„Wie so?"

„Nun, zum Henker, da wir parlementiren werden, sind Sie außer Spiel und unser Handel gilt Nichts."

„So!" sagte Don Tiburcio mit spöttischem Lächeln; „glauben Sie?"

„Caspita! Ich bin davon überzeugt."

„Nun wohl, da sind Sie im Irrthume, lieber Freund und Sie sollen sogleich selbst darüber urtheilen. Kommen Sie mit mir! Sehen Sie, da steigt so eben der feindliche Parlementär über die Barrikade. Im nächsten Augenblicke werden Sie erkennen, daß Sie dem Tode nie näher waren, als jetzt."

„Sie wollen meiner lachen?"

„Ich scherze nie unter so ernsten Umständen."

„Erklären Sie sich um des Himmels Willen!" rief der arme Senator, dessen ganze Schrecken wieder erwachten.

„Mein Gott, das ist die einfachste Sache von der Welt," sagte der General nachlässig. „Ich brauche dem Anführer der Insurgenten blos zu sagen, daß ich auf ihren Befehl gehandelt habe und Sie dürfen sich überzeugt halten, daß ich Das nicht unterlassen werde."

„Aber das ist unwahr!" rief Don Ramon voll Entsetzen.

„Ich weiß es wohl," entgegnete der General sehr entschieden, „aber da Sie Senator sind, wird man mir glauben, und Sie werden auf der Stelle erschossen, was wirklich schade wäre."

Don Ramon wurde durch diese fürchterliche Logik wie zu Boden geschmettert; er erkannte, daß er in einer Schlinge steckte, der er sich ohne Lösegeld nicht zu entziehen vermochte. Er betrachtete seinen Freund,

der die Augen mit einem unerbittlich=ironischen Blicke auf ihn richtete, während die Offiziere sich auf die Lippen bissen, um nicht laut zu lachen. Er unterdrückte einen Seufzer und faßte, wenn auch widerstrebend, einen Entschluß, indem er bei sich Den verwünschte, der ihn auf so unverschämte Weise dazu zwang.

„Nun wohl, Don Tiburcio," sagte er, „es ist abgemacht. Ich bin Ihnen zwei tausend Piaster schuldig, aber ich werde meine Schuld bezahlen."

Dies war der einzige Spott, den er sich auf die Zahlungsfähigkeit des Generals erlaubte.

Aber Dieser war großmüthig; er beachtete nicht, was diese Aeußerung für ihn Beleidigendes hatte, und durch den eben geschlossenen Handel ganz erfreut, bereitete er sich auf den Empfang des Parlementärs vor, den man mit verbundenen Augen zu ihm führte.

Dieser Parlementär war Don Tadeo von Leon selbst.

„Was wollen Sie hier?" fragte ihn der General barsch.

„Ihnen gute Bedingungen bieten, wenn Sie sich ergeben wollen," entgegnete Don Tadeo mit fester Stimme.

„Uns ergeben!" rief der General mit spöttischem Tone; „Sie sind verrückt, mein Herr!"

Er wendete sich hierauf zu den Soldaten, welche den Parlementär hergeführt hatten.

„Nehmet dem Herrn die Binde ab!“ gebot er. Sogleich fiel die Binde.

„Sehen Sie!“ sagte der General stolz: „haben wir denn das Aussehen von Menschen, die um Gnade bitten?“

„Nein, General! Sie sind ein tüchtiger Soldat und Ihre Truppen sind brav. Sie bitten uns nicht um Gnade, sondern wir machen Ihnen das Anerbieten, die Waffen niederzulegen, um einen brudermörderischen Krieg zu beendigen,“ entgegnete Don Tadeo voll Adel.

„Wer sind Sie denn!“ fragte der General ergriffen durch den Ton des Mannes, der zu ihm sprach.

„Ich bin Don Tadeo von Leon, den Ihr Chef erschießen ließ!“

„Sie?“ rief der General. „Sie hier?“

„Ich selbst. Doch ich habe auch noch einen anderen Namen.“

„Ich erwarte, ihn zu hören.“

„Man nennt mich den König der Finsterniß.“

„Das Oberhaupt der finsteren Herzen,“ murmelte der General, unwillkürlich erbebend und indem er ihn mit neugieriger Besorgniß betrachtete.

„Ja, General, ich bin der Anführer der finsteren Herzen; aber ich bin auch noch etwas Anderes.“

„Erklären Sie sich!“ bat der General, der nicht

mehr wußte, welche Haltung er einem so auffallenden Menschen gegenüber bewahren sollte.

„Ich bin der Anführer Derer, welche Sie Empörer nennen, die aber in der That die Waffen nur ergriffen haben, um die Einrichtungen zu vertheidigen, die Sie stürzten und die Constitution zu bewahren, die Sie auf unwürdige Weise verletzten."

„Mein Herr!" rief der General. „Ihre Worte —!"

„Sind streng, aber gerecht," unterbrach ihn Don Tadeo. „Fragen Sie Ihr edles Soldatenherz, General, dann antworten Sie und sagen mir, auf welcher Seite das Recht ist?"

„Ich bin kein Advokat," entgegnete Don Tiburcio ungeduldig. „Sie haben selbst gesagt, daß ich Soldat bin und als solcher beschränke ich mich darauf, zu gehorchen, ohne die Befehle zu prüfen, die ich von meinen Vorgesetzten empfange!"

„Verschwenden wir unsere Zeit nicht mit unnützen Worten, mein Herr! Wollen Sie die Waffen strecken oder nicht?"

„Mit welchem Rechte machen Sie mir den Antrag?" fragte der General, dessen Stolz sich dagegen empörte, mit einem Bürger capituliren zu sollen.

„Ich könnte Ihnen antworten, es geschehe mit dem Rechte des Stärkeren," sagte Don Tadeo; „Sie wissen eben so gut, wie ich, daß Sie für eine verlorne Sache fochten, und daß Sie nutzlos einen unsinnigen Kampf

fortsetzen; aber, setzte er traurig hinzu, „ich ziehe es vor, mich an Ihr Herz zu wenden und Ihnen zu sagen: Weshalb sollen Landesleute, Brüder, sich so gegenseitig ermorden? Weshalb sollen wir noch länger ein kostbares Blut vergießen? Stellen Sie ihre Bedingungen, General, und glauben Sie mir, daß zur Erhaltung Ihrer Soldatenehre, dieser Ehre, die auch die unsrige ist, weil unter den Truppen, die wir bekämpfen, unsere Verwandten und unsere Freunde sich befinden, Ihnen gewährt werden soll, was Sie nur irgend fordern können."

Der General fühlte sich ergriffen; diese edle Sprache hatte in seinem Herzen ein Echo gefunden; er senkte die Stirn und überlegte einige Augenblicke; dann erhob er den Kopf wieder und antwortete;

„Don Tadeo, glauben Sie mir, daß es mir schwer wird, nicht so, wie ich es gern möchte, auf die Worte zu antworten, die Sie an mich richteten; aber ich habe einen Vorgesetzten."

„Erklären Sie sich jetzt deutlicher!" bat Don Tadeo.

„Ich habe Don Pancho Bustamente geschworen, mich tödten zu lassen, um seine Sache zu vertheidigen."

„Nun?"

„Nun, mein Herr, wenn Don Pancho Bustamente nicht todt oder gefangen ist, in welchen Fällen ich mich

meines Eides für entbunden halten würde, werde ich mich tödten lassen."

„Ist das Ihr einziger Grund, General?"

„Der einzige."

„Wenn der General Bustamente todt oder gefangen wäre, würden sie sich also ergeben?"

„Augenblicklich; ich wiederhole es Ihnen."

„Nun wohl," entgegnete Don Tadeo und streckte den Arm gegen die Barrikade aus, über welche er gekommen war; „sehen Sie dorthin."

Don Tiburcio folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus.

Der General Don Pancho Bustamente erschien soeben auf der Höhe der Barrikade; sein Kopf war unbedeckt und an seinen Seiten standen zwei Bewaffnete, die jede seiner Bewegungen bewachten.

„Haben Sie gesehen?" fragte Don Tadeo.

„Ja," entgegnete traurig der General, „wir haben uns Ihnen hiermit Alle ergeben!" Indem er so sprach, stemmte er die Spitze seines Degens gegen die Erde und suchte die Klinge zu zerbrechen.

Don Tadeo hielt ihn zurück, bemächtigte sich des Degens, übergab ihm aber denselben sogleich wieder, indem er sagte:

„General, bewahren sie die Waffe; sie wird uns noch gegen die Feinde unseres theuren Vaterlandes Dienste leisten."

Der General antwortete nicht; er drückte schweigend die Hand, welche ihm der König der Finsterniß reichte, und indem er sich umdrehte, um die Rührung zu verbergen, von welcher er sich ergriffen fühlte, trocknete er eine Thräne, die in seinen grauen Bart gerollt war.

VIII.

Zwei Schelmengesichter.

In der Stadt herrschte wieder Ruhe.

Der Aufstand war beendigt, oder um richtiger zu sprechen, die Revolution war vollbracht.

Die Soldaten hatten die Waffen gestreckt und dann Baldivia verlassen, welches vollständig in der Gewalt der finstern Herzen war.

Unmittelbar nach Herstellung des Friedens gab der König der Finsterniß Befehle zur Beseitigung der Barrikaden, und die blutigen Spuren des Kampfes verschwanden überall so schnell als möglich.

Durch die Gewalt der vollendeten Thatsachen fand Don Tadeo von Leon sich von selbst mit der höchsten

Gewalt in der Provinz, mit der Machtvollkommenheit eines Dictators, bekleidet.

„Nun!“ fragte er Valentin; „was halten Sie von Dem, was Sie gesehen haben?“

„Meiner Treu,“ entgegnete der Pariser mit der Ungezwungenheit, die ihn characterisirte, „ich denke, daß man nach Amerika kommen muß, um Menschen mit der Angelschnur fischen zu sehen, als wären sie Gründlinge.“

Don Tadeo konnte ein Lächeln über diese launige Aeußerung nicht unterdrücken.

„Verlassen Sie mich nicht,“ sagte er; „es ist noch nicht Alles beendigt!“

„Weiter verlange ich Nichts; aber glauben Sie nicht, daß unsere Freunde, die wir dort unten gelassen haben, über unsere lange Abwesenheit beunruhigt sein werden?“

„Glauben Sie denn, daß ich sie vergessen habe? Nein, nein, mein Freund; in einer Stunde sind Sie frei, kommen Sie mit mir; ich mache mich anheischig, Ihnen Gesichter zu zeigen, denen unser Sieg einen ganz andern Ausdruck verliehen hat, als der, welchen sie gewöhnlich zeigen.“

„Ich wäre neugierig, Das zu sehen,“ sagte Valentin lachend.

„Ja,“ entgegnete Don Tadeo; „oder auch einen abscheulichen, wenn Sie lieber wollen.“

„Hm! der Mensch ist nicht vollkommen!“ sagte Valentin philosophisch.

„Zum Glück! denn sonst wäre er verabscheuenswerth!" erwiederte Don Tadeo.

Sie traten in den Cabildo, dessen Thüren durch eine Abtheilung der finstern Herzen besetzt waren.

Die weiten Säle des Palastes waren von einer geschäftigen Menge angefüllt, welche kam, die aufgehende Sonne zu begrüßen, das heißt, das Schauspiel ihrer Gemeinheit dem Glücklichen zu zeigen, den sie gesteinigt haben würden, wenn nicht der Erfolg seine Kühnheit gekrönt hätte.

Ohne sie zu bemerken, schritt Don Tadeo durch die gedrängten Reihen der Bittsteller hin, der Höflinge, welche jede Macht hervorruft, die ohne Ehre wie ohne Treue und Glauben sind und die nur ein Talent besitzen, das, Verbeugungen und Windungen zu machen, welche man für das menschliche Rückgrat für unmöglich halten darf, so biegsam es auch sein mag.

Valentin, der seinem Freunde Schritt für Schritt folgte, that, als nähme er sich der Mehrzahl der eigennützigsten Kniebeugungen an, die man verschwendete, und grüßte rechts und links mit der größten Zuversicht und Kaltblütigkeit.

Nachdem die beiden Männer manchen Aufenthalt durch die stets wachsende Menge erlitten hatten, die sich um sie drängte, erreichten sie ein abgelegenes Gemach, in welchem sich zwei Männer allein befanden.

Diese beiden Männer waren der General Don Tiburcio Cornejo und der Senator Don Ramon Sandias.

Die Physiognomie dieser Beiden bot einen auffallenden Contrast.

Mit traurigem Gesicht und gerunzelter Stirn ging der General nachdenkend in dem Zimmer umher, während der Senator, gemächlich in einem Armstuhle hingestreckt, das Lächeln auf den Lippen, das Gesicht von Heiterkeit erleuchtet, einen Fuß über den anderen gelegt, sich nachlässig mit einem feinen gestickten Batisttuche Luft zufächelte.

Bei dem Anblicke Don Tadeo's trat der General rasch auf ihn zu; der Senator stand von seinem Sessel auf, nahm eine strenge Haltung an und wartete.

„Mein Herr," sagte der General mit leiser Stimme; „nur zwei Worte."

„Sprechen Sie, General," entgegnete Don Tadeo; „ich stehe ganz zu ihrer Verfügung."

„Ich wünsche einige Fragen an Sie zu richten."

„Glauben Sie, General, daß ich nicht zögern werde, Sie zu befriedigen, wenn ich Ihnen zu antworten vermag."

„Davon bin ich überzeugt und Das machte mich ebenso dreist, Sie anzureden."

„Ich höre."

Der General zauderte einen Augenblick.

Endlich schien er einen Entschluß zu fassen.

„Mein Gott," sagte er, „ich bin ein alter Soldat, unbekannt mit Allem, was Politik heißt. Ich hatte

einen Freund, beinahe einen Bruder, und ich werde seinetwegen von tödtlicher Unruhe verzehrt."

„Und dieser Freund?"

„Ist der General Bustamente. Sie begreifen wohl," fügte er lebhaft hinzu, „wir sind miteinander Soldaten gewesen — ich kenne ihn seit dreißig Jahren und ich wünschte —"

„Sie wünschten?" sagte dieser theilnahmlos.

„Zu wissen, welches Loos ihm beschieden ist."

Don Tadeo warf dem General einen trüben Blick zu.

„Wozu Das?" murmelte er.

„Ich bitte Sie darum."

„Sie verlangen es?"

„Ja."

„Der General Bustamente ist sehr strafbar; als Oberhaupt der Regierung wollte er die Form derselben gegen den Willen des Volkes ändern, von dem er seine Gewalt hatte, und schamlos trat er die Gesetze unter die Füße."

„Das ist wahr!" sagte der General, dessen Stirn plötzlich dunkle Röthe überzog.

„Der General Bustamente ist während allzulanger Dauer seiner Laufbahn unerbittlich gewesen; Sie wissen wohl, daß der, welcher Wind säet, nie etwas Anderes als Sturm ernten kann."

„Also?"

„Man wird unerbittlich gegen ihn sein, wie er es gegen die Anderen war."

„Das heißt?"

„Das heißt, er wird wahrscheinlich zum Tode verurtheilt werden."

„Ach, das erwartete ich! Aber wird die Verurtheilung, von der Sie sprechen, lange auf sich warten lassen?"

„Höchstens zwei Tage. — Die Commission, die über ihn den Spruch fällen soll, wird noch heute zusammengesetzt."

„Armer Freund!" sagte mitleidsvoll der General. — „Indeß! — Wollen Sie mir eine Gunst gewähren, Don Tadeo?"

„Sprechen Sie."

„Da der General sterben muß, würde es für ihn ein Trost sein, einen Freund an seiner Seite zu haben."

„Ohne Zweifel."

„Uebertragen Sie mir seine Bewachung. Ich bin überzeugt, daß er sich glücklich fühlen würde, zu wissen, daß ich es bin, der damit beauftragt wurde, über ihn zu wachen und ihm dem Tode entgegenzuführen, und dann brauche ich ihn wenigstens bis zu seinem letzten Augenblicke nicht zu verlassen."

„Es sei. Ihre Bitte ist gewährt. Sie haben mir weiter Nichts zu sagen, General? Ich würde mich glücklich halten, Ihnen gefällig sein zu können."

„Nein, ich danke Ihnen, Don Tadeo; das ist Alles, was ich wünschte. — Ach, doch noch ein Wort."

„Sprechen Sie."

„Könnte ich die Obhut bald übernehmen?"

„Augenblicklich, wenn Sie es wünschen."

„Ich danke."

Nachdem der General durch eine tiefe Verbeugung Don Tadeo gegrüßt hatte, entfernte er sich mit eiligen Schritten.

„Der arme Mann!" sagte Valentin.

„Wie?" fragte Don Tadeo.

„Ich sagte: Der arme Mann!"

„Ich habe sehr gut verstanden; aber von wem sprachen Sie?"

„Von dem Unglücklichen, der so eben hinausging.

Don Tadeo zuckte die Achseln.

Valentin sah ihn verwundert an.

„Wissen Sie, woher der Eifer dieses armen Mannes, wie Sie ihn nennen, für seinen Freund rührt?"

„Nun, aus seiner Freundschaft; Das ist klar."

„Glauben Sie?"

„Gewiß."

„Nun wohl, mein Freund, Sie haben es durchaus nicht getroffen. Der arme General wünscht aus keinem anderen Grunde bei seinem alten Waffengefährten zu bleiben, als um dadurch Gelegenheit zu haben, die Beweise seiner Mitschuld an dem heutigen Kampfe zu vernichten, Beweise, die Don Pancho wahrscheinlich bei sich

führt und die der Andere um jeden Preis vernichten will."

„Wäre es möglich?"

„Mein Gott ja. Er will zu jeder Stunde bei ihm sein, um ihn zu verhindern, mit irgend Jemandem zu verkehren und im Falle der Noth würde er ihn sogar tödten."

„Aber Das ist ja nichtswürdig."

„So ist es aber."

„Pfui! Dabei wird Einem übel."

„Warten Sie noch einen Augenblick damit."

„Weshalb?"

„Weil wir hier noch Jemanden haben," sagte Don Tadeo, indem er auf den Senator deutete.

Sobald Don Ramon das Zimmer leer sah, verließ er den Armsessel und schritt auf Don Tadeo zu und grüßte ihn.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte ihn der König der Finsterniß mit der ausgezeichnetesten Höflichkeit.

„Mein Herr," entgegnete Jener mit der Nachlässigkeit eines vornehmen Mannes, „ich heiße Don Ramon Sandias und bin Senator."

Don Tadeo verbeugte sich.

„Worin kann ich Ihnen nützlich sein?" fragte er ihn.

„Oh," entgegnete Don Ramon mit großer Zuversicht, „für mich persönlich wünsche ich Nichts."

„Wahrlich, nein! Ich bin reich; was kann ich also weiter wünschen? Aber ich bin Chilier, guter Patriot, und, was noch mehr sagen will, Senator. In eine ausnahmsweise Stellung versetzt, muß ich meinen Landsleuten unzweideutige Beweise für meine Anhänglichkeit an die heilige Sache der Freiheit geben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, mein Herr?"

„Vollkommen."

„Ich habe sagen hören, daß der elende Cabecillo, die Ursache der Bewegung, welche die Republik ihrem Untergange bis auf zwei Finger breit nahe brachte, in ihrer Gewalt sei."

„Wirklich," entgegnete Don Tadeo mit unwandelbarer Kaltblütigkeit, „sind wir so glücklich gewesen, uns seiner Person zu bemächtigen."

„Sie werden ohne Zweifel diesen Menschen richten?" fragte Don Ramon mit belehrendem Tone.

„Binnen achtundvierzig Stunden, ja, mein Herr."

„Gut! So muß an diesen Tollköpfen Gerechtigkeit geübt werden, welche mit Verachtung der heiligsten Gesetze der Menschheit unser schönes Land in den Abgrund der Revolutionen zu schleudern trachten."

„Mein Herr —"

„Verzeihen Sie mir, so zu sprechen," sagte Don Ramon mit einem geschickt erheuchelten Enthusiasmus; „ich fühle, daß meine Freimüthigkeit vielleicht etwas zu weit geht, aber mein Unwille reißt mich fort. Es ist Zeit, daß diese Wittwen- und Waisen-Macher, die

exemplarische Strafe empfangen, die sie verdienen, und ich kann nicht, ohne zu beben, an die zahllosen Uebel denken, die uns getroffen haben würden, wenn dieser Elende gesiegt hätte."

„Mein Herr, dieser Mann ist noch nicht gerichtet."

„Das ist es eben, was mich zu Ihnen führt. Als Senator, so wie als eifriger Patriot nehme ich bei Ihnen das mir gebührende Recht in Anspruch, in der Commission, die über ihn richten soll, den Vorsitz zu führen."

„Ihr Verlangen ist Ihnen gewährt," entgegnete Don Tadeo, welcher ein Lächeln der Verachtung nicht unterdrücken konnte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," entgegnete der Senator freudig. „So peinlich diese Pflicht auch sein mag, werde ich sie dennoch gewissenhaft erfüllen."

Nachdem der Senator sich vor Don Tadeo tief verbeugt hatte, verließ er voller Freude das Zimmer.

„Wie Sie sehen," sagte Don Tadeo, indem er sich zu Valentin wendete, „hatte Don Pancho zwei Freunde, auf die er bauen zu dürfen glaubte: Der Eine hatte es übernommen, ihn zu proclamiren, der Andere, ihn zu vertheidigen. Nun wohl! In dem Einen findet er jetzt einen Kerkermeister, und in den Andern einen Henker!"

„Das ist ganz abscheulich!" sagte Valentin voller Ekel.

„Nein," entgegnete Don Tadeo, „das ist logisch: Es ist ihm mißglückt; darin liegt Alles!"

„Ich habe genug von Ihren politischen Männern mit doppeltem Gesicht, von denen keines das wahre ist," sagte Valentin. „Lassen Sie mich zu meinen Freunden zurückkehren."

„So gehen Sie denn, weil Sie es wollen."

„Ich danke."

„Sie werden augenblicklich nach Valdivia zurückkehren, nicht wahr?"

„Sicher."

„Wollen Sie eine Eskorte?"

„Wozu?"

„Es ist wahr! Verzeihen Sir mir! Ich vergesse immer, daß Sie durchaus keine Gefahr fürchten."

„Ich zittere nur für meine Freunde, und deshalb verlasse ich Sie."

„Sollten Sie irgend eine ernste Ursache haben?"

„Durchaus nicht. Nur eine unbestimmte Unruhe, die ich mir selbst nicht zu erklären weiß, fordert mich auf, nicht länger bei Ihnen zu bleiben."

„So brechen Sie denn schnell auf, mein Freund und besonders wachen Sie über Dona Rosario."

„Seien Sie ohne Besorgniß; ehe drei Stunden vergehen, ist sie hier."

„Abgemacht! Guten Erfolg denn. Denken Sie daran, daß ich Sie mit der größten Ungeduld erwarte."

„Nur so viel Zeit, als erforderlich ist, um hin und her zu kommen; nicht mehr."

„Auf Wiedersehen also!"

Valentin verließ das Zimmer, eilte nach dem Stalle, sattelte selbst sein Pferd, und sprengte im Galopp davon.

Er hatte Don Tadeo die Wahrheit gesagt. Eine unbestimmte Unruhe quälte ihn. Er hatte die Ahnung eines Unglücks.

IX.

Der Verwundete.

Kehren wir jetzt zu dem Grafen von Prébois-Crancé zurück!

Als die Entführung vollbracht worden war, war der Theil der Ebene, auf welchem Don Tadeo sein Lager aufgeschlagen hatte, ganz verödet.

Die Menge, welche durch die Neugier fortgezogen wurde, drängte sich nach der Seite, wo die Erneuerung der Verträge stattfinden sollte.

Uebrigens waren die Maßregeln der Entführer so

gut getroffen, und Alles war ohne Widerstand, Geschrei und Tumult so schnell vor sich gegangen, daß kein Alarm erfolgte und Niemand das Vorgefallene ahnete.

Der Ruf: „Mörder! Mörder!“ den der junge Mann ausstieß, war nicht gehört worden und die Pistolenschüsse, die er abfeuerte, hatten sich unter dem anderen Lärmen des Festes verloren.

Ludwig blieb daher eine ziemlich lange Zeit ohnmächtig vor dem Zelte, aus zwei Wunden blutend, liegen.

Durch einen eigenthümlichen Zufall hatten sich die Peonen, die Arrieros und selbst die beiden indianischen Häuptlinge, da sie Nichts zu fürchten zu haben glaubten, sämmtlich entfernt, wie wir erwähnten, um der Festlichkeit beizuwohnen.

Als das Kreuz aufgepflanzt war und der General und der Toqui, Arm in Arm, in das Zelt traten, trennte sich die Menge in einzelne Gruppen und ging bald ganz auseinander, indem Jeder nach dem Orte zuzurückkehrte, an dem er sein einstweiliges Lager aufgeschlagen hatte.

Die indianischen Häuptlinge kehrten zuerst zu Ludwig zurück. Als sie ihre Neugier befriedigt hatten, machten sie es sich zum Vorwurf, derselben nachgegeben zu haben und so lange von ihrem Freunde entfernt geblieben zu sein.

Indem sie sich dem Lager näherten wunderten sie

sich, Ludwig nicht zu sehen und eine gewisse Unordnung der Ballen erfüllte sich mit Besorgniß.

Sie beeilten ihre Schritte.

Je mehr sie sich näherten, desto sichtbarer wurde die Unordnung ihren Blicken, welche daran gewöhnt waren, die tausend Zeichen zu entdecken, welche den Augen eines Weißen entgehen.

In der That schien der zwischen den Ballen frei gelassene Eingang, der Schauplatz eines Kampfes gewesen zu sein. Die Hufe mehrere Pferde waren in dem feuchten Boden eingedrückt; einige Ballen waren sogar von ihrer Stelle verschoben, wie um den Eingang zu vergrößern und lagen hier und dort umher.

Diese Zeichen waren für die Indianer mehr als hinreichend; sie tauschten einen Blick der Besorgniß und traten dann hastig in den Lagerraum ein.

Ludwig lag noch so, wie die Mörder ihn verlassen hatten, quer vor dem Eingange des Zeltes ausgestreckt, die abgeschossenen Pistolen in den Händen, den Kopf hintenübergeworfen, die Lippen halb geöffnet und die Zähne fest aufeinandergebissen.

Sein Blut floß nicht mehr.

Die beiden Männer betrachteten sich einen Augenblick einander voll Entsetzen. — Sein Gesicht war mit Leichenblässe überzogen.

„Er ist todt!" sagte Curumilla, mit einer vor Rührung erstickter Stimme.

„Vielleicht!“ entgegnete Trangoil Lanec, indem er neben dem Körper niederkniete.

Er hob den regungslosen Kopf des jungen Mannes in die Höhe, band ihm die Halsbinde ab und entblößte ihm die Brust. Da entdeckte er zwei klaffende Wunden.

„Das ist eine That der Rache,“ murmelte er.

Curumilla schüttelte entmuthigt den Kopf.

„Was sollen wir beginnen?“ fragte er.

„Untersuchen wir, ob er todt ist? Ich glaube es noch nicht.“

Mit unglaublicher Gewandtheit und wunderbarer Schnelligkeit widmeten nun die beiden indianischen Häuptlinge dem Verwundeten die liebevollste und verständigste Sorgfalt.

Lange Zeit blieben ihre Bemühungen fruchtlos.

Endlich entrang sich ein leiser Seufzer, schwach wie ein leiser Hauch, der Brust des jungen Mannes; eine leise Röthe färbte seine Wangen und mehrmals öffnete er die Augen.

Nachdem Curumilla die Wunden mit frischem Wasser ausgewaschen hatte, legte er Pflaster von gekauten Oregano-Blättern darauf.

„Nur der Blutverlust hat ihn in diese Bewußtlosigkeit versetzt,“ sagte er. „Sein Wunden sind zwar groß, aber nicht tief und durchaus nicht gefährlich.“

„Aber was ist hier vorgegangen?“ fragte Trangoil Lanec.

„Höre!“ sagte Curumilla, ihm die Hand auf den Arm legend, „er spricht.“

In der That bewegten sich die Lippen des jungen Mannes. Endlich sprach er mit Anstrengung und mit so leiser Stimme, daß die beiden jungen Männer nur mit Mühe das eine Wort verstanden, das Alles in sich faßte:

„Rosario!“

Dann sank er wieder zurück.

„Ach,“ rief Curumilla, wie durch ein plötzliches Licht erhellt, „wo ist die bleiche Jungfrau?“

Und mit einem Satze sprang er in das Zelt.

„Jetzt begreife ich Alles,“ sagte er, indem er zu seinem Freunde zurückkehrte.

Die Indianer hoben den Verwundeten sanft auf und trugen ihn in das Zelt, wo sie ihn in die leere Hängematte der Dona Rosario legten.

Ludwig kehrte zum Bewußtsein zurück, aber beinahe sogleich in eine tiefe Betäubung.

Nachdem ihn die Indianer so bequem als möglich gelegt hatten, verließen sie das Zelt und begannen mit dem ihrer Race eigenthümlichen Instinct auf dem Boden die Zeichen aufzusuchen, aus denen sie eine Spur entdecken konnten.

Da der Mord und die Entführung vollbracht worden waren, galt es, die Spur der Entführer zu finden, um, wenn es möglich war, das junge Mädchen zu retten.

Nach den genauesten Untersuchungen, die nicht weniger als zwei Stunden dauerten, kehrten die beiden Indianer zu dem Zelte zurück, setzten sich einander gegenüber, und rauchten schweigend einige Augenblicke.

Die Peonen und die Arrieros waren inzwischen von der Feierlichkeit zurückgekehrt. Als sie erfuhren, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen hatte, erschraken sie heftig.

Die armen Menschen wußten nicht, was sie beginnen sollten; sie zitterten, indem sie an die Verantwortlichkeit dachten, die auf ihnen lastete und an die furchtbare Rechenschaft, die Don Tadeo von ihnen fordern würde.

„Indeß löschten die beiden Häuptlinge ihre Pfeifen aus, nachdem sie einige Zeit geraucht hatten, und Trangoil Lanec nahm das Wort.

„Mein Bruder ist ein weiser Häuptling," sagte er. „Er sage, was er gesehen hat?"

„Ich werde sprechen, da mein Bruder es verlangt," erwiederte Curumilla, sich verneigend. „Die bleiche Jungfrau mit den Azur-Augen ist durch fünf Reiter entführt worden.

Trangoil Lanec machte eine bejahende Bewegung.

„Diese fünf Reiter kamen von der anderen Seite des Flusses; die Hufe sind stark in den Boden eingedrückt, den sie an den Orten benetzten, an denen ihre Pferde die nassen Hufe aufsetzten. Vier von diesen Reitern sind Huilichen, der fünfte ist ein Bleichgesicht.

Zu dem Eingange des Lagers gelangt, haben sie Halt gemacht, sich einen Augenblick berathen, und Viere sind dann vom Pferde gestiegen; ihre Fußtritte sind sichtbar."

„Gut!" sagte Trangoil Lanec. „Mein Bruder hat die Augen eines Guanacco; Nichts entgeht ihm."

„Von den vier Reitern, welche abstiegen, sind drei Indianer, was sich leicht an der Spur ihrer nackten Füße erkennen läßt, deren große Zehe, daran gewöhnt, den Steigbügel zu halten, weit von den anderen Zehen absteht. Der Vierte ist ein Muruche; der Hals seiner Sporen hat überall tiefe Spuren zurückgelassen. Die drei Ersteren haben sich kriechend zu Don Luis herangeschlichen, der an dem Eingange des Zeltes mit der azuräugigen Jungfrau plauderte und folglich Denen, die auf ihn zukamen, den Rücken zuwendete. Er ist unerwartet angegriffen worden und gefallen, ehe er Zeit gewann sich zu vertheidigen. Dann ist der vierte Reiter wie ein Puma hinzugesprungen, hat das junge Mädchen in seine Arme genommen, und nachdem er über den Körper des Don Luis fortgesprungen ist, hat er von den drei Indianern gefolgt, sein Pferd erreicht. Don Luis hat sich erst auf den Knieen emporgerichtet; dann ist es ihm gelungen, sich ganz zu erheben, und er hat auf einen der Entführer geschossen; dieser ist todt zu Boden gestürzt. Es ist das Bleichgesicht gewesen. Eine Blutlache bezeichnet die Stelle, wo er gefallen ist und in dem Todeskampfe hat er mit seinen

zuckenden Händen das Gras abgerissen. Darauf sind seine Gefährten vom Pferde gestiegen, haben ihn aufgehoben und sind mit ihm entflohen. Nachdem Don Luis seine Pistolen abgefeuert hatte, ist er von einem Schwindel befallen worden und bewußtlos niedergestürzt. — Das ist es, was ich weiß."

„Gut!" entgegnete Trangoil Lanec. „Mein Bruder weiß Alles. Nachdem die Entführer den Körper ihrer Genossen aufgehoben hatten, sind sie durch den Fluß geritten und haben augenblicklich die Richtung nach den Bergen eingeschlagen. — Was will mein Bruder nun thun?"

„Trangoil Lanec ist ein erfahrener Häuptling; er wird Don Valentin erwarten. Curumilla ist jung; er wird die Fährte der Entführer verfolgen.

„Mein Bruder hat wohlgesprochen; er ist weise und klug; er wird sie auffinden."

„Ja, Curumilla wird sie finden," sagte er lakonisch.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, stand er auf, sattelte sein Pferd und verließ das Lager; Trangoil Lanec verlor ihm bald aus dem Auge.

Darauf kehrte er zu dem Verwundeten zurück.

So verging der Tag.

Die Spanier hatten sämmtlich die Ebene verlassen; die Indianer waren größtentheils ihrem Beispiele gefolgt und es blieben nur noch einige Araukaner zurück, die sich verspätet hatten, jetzt aber auch ihre Vorbereitungen trafen.

Indeß befand sich Ludwig gegen den Abend schon viel wohler; er konnte mit einigen Worten dem indianischen Häuptlinge erzählen, was sich zugetragen hatte; aber er sagte ihm nichts Neues, denn dieser hatte Alles schon ganz richtig errathen.

„Ach!" seufzte der junge Mann, indem er seine Erzählung beendigte. „Rosario! Die arme Rosario! Sie ist verloren!"

„Mein Bruder lasse sich nicht durch den Schmerz niederbeugen," entgegnete freundlich Trangoil Lanec. „Curumilla folgt der Spur der bleichen Jungfrau. Sie wird gerettet werden."

„Sagt Ihr mir Das im Ernste, Häuptling? Ist Curumilla wirklich in ihrer Verfolgung begriffen?" fragte der junge Mann, indem er seine glühenden Augen auf den Indianer heftete. „Darf ich wirklich hoffen?"

„Trangoil Lanec ist ein Ulmen," entgegnete voll Adel der Araukaner. „Nie hat die Lüge seine Lippen besudelt. Seine Zunge ist nicht gespalten. Ich wiederhole Dir, daß Curumilla die Entführer verfolgt. Mein Bruder hoffe! Er wird den kleinen Vogel wiedersehen, der so süße Lieder in sein Herz singt.

Eine plötzliche Röthe überzog bei diesen Worten die Wangen des jungen Mannes; ein trübes Lächeln verzog seine blassen Lippen; er drückte dem Häuptlinge leise die Hand, schloß die Augen und sank wieder in seine Hängematte zurück.

Plötzlich ertönte draußen der wilde Galopp eines Pferdes.

„Gut!“ murmelte Traugoil Lanec, indem er den Verwundeten betrachtete, dessen regelmäßige Athemzüge bewiesen, daß er ruhig schlief. „Was wird Don Valentin sagen?“

Er ging eilig hinaus und stand Valentin gegenüber.

Die Züge des Parisers waren durch Unruhe entstellt.

„Häuptling,“ rief er mit erstickter Stimme, „sollte Das wahr sein, was die Peonen sagen?“

„Ja!“ entgegnete kalt der Häuptling.

Der junge Mann brach zusammen, wie vom Blitz getroffen.

Der Indianer setzte ihn sanft auf einen Ballen, stellte sich neben ihn, ergriff seine Hand nnd sagte leise:

„Mein Bruder hat viel Muth.“

„Ach!“ rief der junge Mann voll Schmerz, „Ludwig, mein armer Ludwig, todt, ermordet! Ha!“ fügte er mit einer drohenden Bewegung hinzu, „ich werde ihn rächen! Nur um diese heilige Pflicht zu erfüllen, willige ich ein, noch einige Tage zu leben!“

Der Häuptling betrachtete ihn aufmerksam einige Augenblicke.

„Was sagt da mein Bruder?“ nahm er dann das Wort. „Sein Freund ist nicht todt!“

„Ach, weshalb wollt Ihr versuchen, mich zu täuschen, Häuptling?"

„Ich sage die Wahrheit, Don Luis ist nicht todt," sagte der Ulmen mit fester Stimme, welche die Ueberzeugung in dem gebrochenen Herzen des jungen Mannes erweckte.

„Wie!" rief er, indem er mit einem Satze emporsprang; „er lebt? Ist es möglich?"

„Er hat zwei Wunden empfangen."

„Zwei Wunden!"

„Ja; aber mein Bruder beruhige sich! Sie sind nicht gefährlich. Spätestens in acht Tagen sind sie geheilt."

Valentin war einen Augenblick durch diese freudige Nachricht wie betäubt, da die Peonen ihm die traurigste Katastrophe verkündet hatten.

„Ach," rief er, indem er sich in die Arme des Häuptlings warf, den er mit einer Art von Wahnsinn an seine Brust preßte; „es ist wirklich so, nicht wahr? Sein Leben ist nicht in Gefahr?"

„Nein; mein Bruder beruhige sich! Nur der Blutverlust hat den Zustand der Betäubung herbeigezogen, in den er versunken ist. Ich stehe für ihn ein."

„Dank! Dank! Häuptling! Ich kann ihn doch sehen, nicht wahr?"

„Er schläft."

„O, ich werde ihn nicht wecken. Seid ganz ruhig! Ich will ihn nur sehen."

„So seht ihn denn!“ entgegnete lächelnd Trangoil Lanec.

Valentin trat in das Zelt.

Er betrachtete einen Augenblick seinen Freund, der in ruhigen Schlaf gesunken war, beugte sich leise über ihn drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und flüsterte:

„Schlafe, mein Bruder, ich wache!“

Die Lippen des Verwundeten bewegten sich. — Er murmelte:

„Valentin! — Rette sie!“

Der Pariser runzelte die Stirn und sich emporrichtend, sagte er zu Trangoil Lanec:

„Kommt, Häuptling, und berichtet mir mit allen Nebenumständen, was sich zugetragen hat, damit ich meinen Bruder rächen und seine Geliebte retten kann!“

Die beiden Männer verließen das Zelt.

X.

Araukanische Diplomatie.

Antinahuel war nicht lange unthätig geblieben. Kaum war die Eskorte des General Bustamente in einer Staubwolke verschwunden, als er zu Pferde stieg und von allen araukanischen Häuptlingen begleitet, über den Fluß ging.

An dem anderen Ufer angelangt, stieß er seine Lanze in den Boden, wendete sich zu dem Chasqui oder Herold, der, seiner Befehle gewärtig, an seiner Seite hielt und sagte:

„Die drei Toquis, die Ulmenes und die Apo-Ulmenes mögen sich binnen einer Stunde hier versammeln. Das Berathungsfeuer soll an dieser Stelle zu einer wichtigen Rathsversammlug angezündet werden. Geh!"

Der Chasqui neigte sich bis auf den Hals seines Pferdes nieder und drückte diesem dann die Sporen ein.

Antinahuel warf einen Blick umher. Alle Häuptlinge hatten ihre Hütten erreicht. Nur ein Krieger allein war zurückgeblieben. Als der Toqui ihn erblickte, umspielte ein Lächeln seine Lippen.

Dieser Krieger war ein Mann von hohem Wuchs, mit stolzem Gesicht, von hochmüthigem Ausdruck! Sein

durchbohrender Blick hatte etwas Wildes und Grausames.

Er schien in der Kraft des Alters zu stehen, das heißt, ungefähr vierzig Jahre alt zu sein. Er trug einen Poncho von außerordentlich feinem Lamahaar, in grellen Farben gewebt; der lange Stab mit silbernem Knopfe, den er in der Hand hielt, bezeichnete ihn als einen Apo-Ulmen.

Er antworte auf das Lächeln des Toqui, indem er das Gesicht zu einem Zeichen des Einverständnisses verzerrte und indem er sich zu seinem Ohre neigte, sagte er mit dem freudigen Ausdrucke des Hasses:

„Wenn die Caguars sich gegenseitig zerreißen, bereiten sie ein reiches Mahl für die Adler der Anden.“

„Die Puelchen sind Adler,“ antwortete Antinahuel; „sie sind Herren auf der anderen Seite der Berge und überlassen den Weibern der Huilichen die Sorge, ihre Poncho's zu weben.“

Bei diesem Spotte auf die Huilichen, einen Theil des araukanischen Volkes, der hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht treibt, runzelte der Apo-Ulmen die Stirn.

„Mein Vater ist strenge gegen seine Söhne,“ sagte er mit rauher Stimme.

„Der schwarze Hirsch ist ein gefürchteter Häuptling in seinem Stamme,“ entgegnete Antinahuel mit versöhnendem Tone. „Er ist der erste Apo-Ulmen

in den Provinzen des See=Districtes. — Sein Herz ist das eines Puelchen; meine Seele freuet sich, wenn er an meiner Seite ist. Weshalb sind seine Ulmenes nicht in derselben Stimmung, wie er?"

„Mein Vater hat es gesagt. Gezwungen, in beständigem Wechselverkehr mit den elenden Spaniern zu stehen, haben die Stämme der flachen Länder die Lanze niedergelegt, um den Spaten zu ergreifen und sind Bebauer des Landes geworden. Aber mein Vater täusche sich nicht! Der alte Geist ihres Stammes lebt noch immer in ihnen fort und an dem Tage, an welchem sie für ihre Unabhängigkeit kämpfen müßten, würden Alle aufstehen, um Die zu züchtigen, die sie unterjochen wollten.

„Sollte Das wahr sein?" rief Antinahuel lebhaft, indem er sein Pferd kurz anhielt und seinen Begleiter ansah. „Sollte man in der That auf sie rechnen dürfen?"

„Wozu nützt es, in diesem Augenblicke davon zu sprechen?" sagte der Apo=Ulmen mit einem spöttischen Lächeln. „Hat mein Vater nicht die Verträge mit den Bleichgesichtern erneuert?"

„Das ist wahr," sagte der Toqui, indem er dem indianischen Krieger einen bedeutsamen Blick zuschleuderte; „der Friede ist für lange Zeit gesichert."

„Mein Vater ist ein weiser Häuptling; was er thut, ist wohlgethan," entgegnete der Andere, indem er die Augen senkte.

Antinahuel wollte eben Etwas entgegnen, als ein Indianer mit verhängtem Zügel dahergesprengt kam und mit der wunderbaren Geschicklichkeit, welche nur die vortrefflichsten Reiter möglich machen können, mit einem Ruck vor den beiden Häuptlingen anhielt und regungslos, wie aus Erz gegossen, auf seinem Pferde saß.

Die wogenden Flanken seines Thieres, das dichten Dampf aus den Nüstern blies und dessen Körper mit weißem Schaum bedeckt war, zeigten, daß er einen langen und gewaltsamen Ritt gemacht hatte.

Antinahuel betrachtete ihn einen Augenblick.

„Mein Sohn Theg-Teg — der Niederschmetternde — hat eine schnelle Reise zurückgelegt?"

„Ich habe die Befehle meines Vates vollzogen," antwortete der Indianer.

Bei diesen Worten wollte der Apo-Ulmen sein Pferd zurückziehen, um sich aus Bescheidenheit zu entfernen.

Antinahuel legte ihm die Hand auf den Arm.

„Der schwarze Hirsch kann bleiben," sagte er. „Ist er nicht mein Penni?"

„Ich werde bleiben, wenn mein Vater es wünscht," antwortete sanft der Häuptling.

„So bleibe er; mein Vater hat keine Schleier für ihn." Und sich zu dem noch immer regungslosen Krieger wendend, fügte er hinzu: „Mein Sohn spreche!"

„Die Spanier schlagen sich," erwiederte dieser.

„Sie haben die Schwerter gegen ihre eigene Brust gekehrt!“

„Oh! Oh!“ rief der Toqui mit erheucheltem Erstaunen, „Mein Sohn täuscht sich. Die Bleichgesichter sind keine Caguars, daß sie sich unter einander zerreißen.“ Und mit einem unbeschreiblichen Lächeln wendete er sich zu dem schwarzen Hirsch.

„Theg=Teg täuscht sich nicht,“ erwiederte ernst der indianische Krieger; „seine Augen haben gut gesehen. Die Stein=Tolderia, welche die Bleichgesichter Valdivia nennen, ist in diesem Augenblicke ein Feuerherd, brennender als ein Vulkan von Autaco, welcher Guecubu, dem Geiste des Bösen, zur Zufluchtsstätte dient.“

„Gut!“ entgegnete der Toqui kalt. „Mein Sohn hat richtig gesehen; er ist in der Schlacht ein muthiger Krieger, aber er ist auch klug, und wird in der Ferne geblieben sein, um zu sehen wer die Oberhand behielt.“

„Theg=Teg ist klug, aber wenn er zusieht, will er Alles sehen; er weiß daher Alles. Mein Vater kann ihn befragen.“

„Gut. Der große Krieger der Bleichgesichter ist von hier fortgeeilt, um zum Beistande seiner Soldaten zu fliegen, und der Vortheil ist ihm geblieben.“

Der Indianer lächelte, ohne zu antworten.

„Mein Bruder spreche!“ sagte Antinahuel. „Der Toqui seiner Nation befragt ihn.“

„Der, welchen mein Vater den großen Krieger der Bleichgesichter nennt, ist Gefangener seiner Feinde;

seine Soldaten sind aus einander gesprengt, wie die Saatkörner auf dem Felde."

„Oho!" rief Antinahuel mit verstelltem Zorne, „mein Sohn hat eine lügnerische Zunge; was er sagt, kann nicht sein: Wird der Adler jemals die Beute der Eule? Der große Krieger hat einen Arm, stark wie der Blitz Pillians. Nichts kann ihm widerstehen."

„Dieser starke Arm hat ihn nicht zu retten vermocht; der Adler ist gefangen. Der muthige Puma ist durch listige Füchse überfallen worden, und er ist verrätherisch besiegt, in die Schlinge gefallen, die man unter seine Füßen gelegt hatte."

„Aber seine Soldaten? Der große Toqui der Weißen hatte ein zahlreiches Heer."

„Ich sagte es meinem Vater: Als der Häuptling gefangen war, sind die Soldaten durch Guecubu mit Schrecken erfüllt worden und den Streichen ihrer erbittersten Feinde erlegen."

„Die siegreichen Häuptlinge verfolgen sie ohne Zweifel?"

„Wozu? Die Bleichgesichter sind Weiber ohne Muth. Sobald ihre Feinde weichen und um Gnade flehen, verzeihen sie ihnen."

Bei dieser Nachricht konnte der Toqui eine Regung der Ungeduld nicht unterdrücken, jedoch verschwand sie sogleich wieder.

„Die Brüder dürfen nicht unerbittlich sein," sagte er, „wenn sie die Streitaxt Einer gegen den Anderen

erheben; sie könnten, ohne es zu wollen, einen Freund verwunden. Die bleichen Krieger haben wohlgethan."

Der Indianer verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Was machen die Bleichgesichter jetzt?" fragte der Häuptling weiter.

„Sie sind um das Feuer des Rathes versammelt."

„Gut; es sind weise Männer. Ich bin zufrieden mit meinem Sohne," fuhr Antinahuel mit gewinnendem Lächeln fort; „er ist ebenso gewandt als tapfer; er kann sich zurückziehen, um der Ruhe zu genießen, die ihm nach einem so weiten Ritte erforderlich ist.

„Theg-Teg ist nicht ermüdet; sein Leben gehört meinem Vater," entgegnete der Krieger, indem er sich verneigte. „Er kann frei darüber verfügen."

„Antinahuel wird sich seines Sohnes erinnern," sagte der Toqui und machte eine Bewegung der Verabschiedung.

Der Indianer verbeugte sich ehrerbietig vor seinem Häuptlinge, zog den Zügel seines Pferdes an, drückte die Knie zusammen, ließ sein Thier einen Satz hoch in die Luft machen und entfernte sich dann unter zierlichen Galoppsprüngen.

Der Toqui folgte ihm kurze Zeit zerstreuten

Blickes mit den Augen, wendete sich dann zu den Apo=Ulmen und fragte:

„Was denkt mein Bruder von Dem, was dieser Mensch so eben erzählte?"

„Mein Bruder ist der Weiseste von den Toquis der Nation, der geehrteste Häuptling aller araukanischen Stämme; Pillian wird seinem Geiste die Worte zuflüstern, welche auf seine Lippen treten und die wir voll Ehrfurcht anhören werden," sagte ausweichend der schwarze Hirsch, welcher fürchtete, sich durch eine zu offene Antwort eine Blöße zu geben.

„Mein Bruder hat Recht," sagte der Toqui mit einem stolzen Blicke, „ich habe meine Nymphe."

Der Apo=Ulmen verneigte sich mit dem Ausdrucke der Ueberzeugung. Wir müssen dem Leser rücksichtlich dieses Ausdruckes, der sich zum ersten Male unter unserer Feder befindet, die Erklärung geben, daß es in der araukanischen Mythologie außer einer zahllosen Menge von Göttern und Göttinnen auch noch sogenannte amey malghon giebt, das heißt Nymphen, Geister, welche bei den Menschen den Dienst von Schutzengeln verrichten. Es giebt unter den Araukanern keinen einzigen berühmten Häuptling, der sich nicht damit brüstete, einen solchen Geist in seinem Dienst zu haben.

„Was Antinahuel sagte, war daher auch weit entfernt, den schwarzen Hirsch anderer Meinung zu machen; vielmehr diente es nur dazu, ihm vor seinem Häuptlinge eine noch größere Verehrung beizubringen.

Denn auch er schmeichelte sich in's Geheim einen Schützgeist in seinem Dienste zu haben, obgleich er es nicht wagte, Dies laut zu behaupten.

In diesem Augenblicke ertönten laut die Trompeten und die Trommeln der Araukaner.

Die Chasquis beriefen die Häuptlinge zum Rathe.

„Was wird mein Vater thun?" fragte der Apo-Ulmen.

„Der Mensch ist schwach," entgegnete Antinahuel. „Aber Pillian liebt seine Söhne, die Moluchos; er wird mir die Worte einflößen, die ich zu sprechen habe. Mein einziger Wunsch ist das Glück der araukanischen Nation."

„Mein Vater hat den großen Kriegsrath der Nation zusammenberufen; ahnte er die Nachricht, die er empfangen hat?"

„Antinahuel weiß Alles!" entgegnete er mit falschem Lächeln.

„Gut! Ich weiß, was mein Vater denkt."

„Vielleicht."

„Mein Vater erinnere sich der Worte, die ich ausgesprochen habe!"

„Meine Ohren sind geöffnet; mein Sohn wiederhole mir die Worte!"

„Wenn die Caguars sich unter einander zerreißen, bereiten sie den Adlern der Anden eine reiche Beute."

„Gut!" sagte Antinahuel lachend. „Mein Sohn

ist ein großer Häuptling; er folge mir zu dem Aucacoyog! Die Krieger warten unserer."

Die beiden Araukaner wechselten einen Blick von unbeschreiblichem Ausdruck.

Diese beiden so feinen und so verstellungsfähigen Männer hatten sich verstanden, ohne daß Einer dem Anderen das geringste Verständniß gegeben hätte.

Im Galopp ritten sie dem Orte zu, wo die vorzüglichsten Häuptlinge, im Kreise um ein gewaltiges Feuer aufgestellt, dessen Rauch wirbelnd zum Himmel aufstieg, sie erwarteten.

XI.

(Fortsetzung.)

Die Araukaner, welche von einigen Reisenden, die entweder schlecht unterrichtet sind, oder die Wahrheit verletzen, als Wilde dargestellt werden, die in die entsetzlichste Barbarei versunken sind, muß man vielmehr als eine verhältnißmäßig sehr civilisirte Nation bezeichnen.

Ihre Regierung, deren Ursprung sich in die Nacht

der Zeiten verliert und welche zur Zeit der spanischen Eroberung schon ebenso gut organisirt war und ausgeübt wurde, wie in der Gegenwart, ist, wie wir es bereits in einem früheren Kapitel sagten, eine aristokratische Republik mit wesentlich feudalistischen Einrichtungen.

Die Regierung hat alle Vorzüge und alle Nachtheile des Feudalismus.

So haben zum Beispiel die Toquis, außer in Kriegszeiten, nur einen Schatten der Souverainetät; die Gewalt beruht auf der ganzen Körperschaft der Häuptlinge, welche über wichtige Fragen auf einem allgemeinen Reichstage entscheidet, welcher Buta-coyog oder Auca-coyog, großer Rath, oder Rath der freien Männer genannt wird, denn diesen Namen geben sie sich anspruchsvoll unter einander und der Name ist richtig, denn nie haben sie unterjocht werden können.

Diese Rathsversammlungen werden gewöhnlich im Angesicht Aller auf einer großen Ebene gehalten.

Antinahuel hatte begierig den Vorwand einer Erneuerung der Verträge ergriffen, um den Versuch zu machen, von den Häuptlingen die Ermächtigung zu erlangen, die Pläne auszuführen, die er seit langer Zeit in seinen Gedanken nährte.

Das araukanische Gesetzbuch, der Admapu, welcher alle Gesetze der Nation enthält, machte ihm daraus eine Verpflichtung, und dieser sich zu entziehen waren sein Ruf und seine Popularität unzureichend.

Aber er hoffte den Widerstand der Häuptlinge und deren Widerwillen, sich seinen Wünschen zu fügen, durch seine Beredtsamkeit, so wie den Einfluß zu besiegen, den dieselbe bei vielen Gelegenheiten auf die Ulmenes selbst gehabt hatte, welche am Meisten geeignet waren, ihm Widerstand zu leisten.

Die Araukaner pflegen sorgfältig die Gabe des Wortes, welche bei ihnen zu öffentlichen Ehren führt.

Sie geben sich Mühe, ihre Sprache gut zu sprechen und die Reinheit derselben zu erhalten, indem sie sich hüten, fremde Wörter in dieselbe einzuführen. Dies treiben sie soweit, daß sie jeden Weißen, der sich unter ihnen niederläßt, nöthigen, einen landesüblichen Namen anzunehmen.

Ihre Redeweise ist bilderreich und allegorisch. Sie nennen den parlamentarischen Redestyl coyagtucan, und es ist bemerkenswerth, daß diese Reden alle wesentliche Theile der wahren Rhetorik enthalten und beinahe immer in drei Abschnitte getheilt werden.

Diese wenigen Worte genügen, um zu beweisen, daß die Araukaner nicht so wild sind, wie man sie darstellen möchte.

Kurz, ein kleines Volk, das, ohne Verbündete, an dem äußersten Ende des Continents isolirt, seit der Landung der Spanier an diesen Küsten, das heißt, seit dreihundert Jahren fortwährend ganz allein den europäischen Armeen zu widerstehen vermochte, welche aus kampfgewohnten Kriegern und beutesüchtigen Aben=

teurern bestanden, die sich durch keine Hindernisse aufhalten ließen — ein solches Volk, das trotz aller wiederholten Angriffe seine Unabhängigkeit und Nationalität aufrecht erhalten hat, ist unserer Ansicht nach in jeder Beziehung achtungswerth und darf nicht ungestraft mit dem Namen von Barbaren belegt werden. Das ist eine traurige, verächtliche Rache der stolzen und ohnmächtigen Spanier, welche sie nie zu besiegen vermochten und dessen entartete Söhne ihr jetzt unter dem trügerischen Scheine des jährlichen Geschenkes Tribut zahlen.

Wir, die wir in abenteuerlichen Fahrten in die Mitte dieser unbezwinglichen Stämme geschleudert wurden und die wir lange bei ihnen lebten, wir sind im Stande gewesen, dieses verkannte Volk richtig zu beurtheilen. Wir haben Das zu würdigen vermocht, was es in seinem Character wirklich Einfaches, Großes und Edles hat.

Indem wir hier die etwas lange Abschweifung endigen, durch die wir alten, sehr theuren Freunden einen gerechten Tribut zollen, nehmen wir unsere Erzählung wieder auf.

Antinahuel und der schwarze Hirsch kamen zu dem Orte, wo die Häuptlinge versammelt waren.

Sie stiegen vom Pferde und mischten sich unter die Gruppen der Ulmenes.

Die Häuptlinge, die friedlich mit einander plauderten, schwiegen bei ihrer Ankunft und währeud einiger

Minuten herrschte in der Versammlung das tiefste Schweigen.

Endlich trat Cathicara, der Toqui des Pire-Mapus, einige Schritte gegen den Mittelpunkt vor und nahm das Wort.

Cathicara war ein Greis von siebenzig Jahren, mit majestätischem Gange und imposanten Zügen.

In seiner Jugend war er ein berühmter Krieger gewesen; jetzt hatten die Winter seine Stirn gebeugt und sein langes Haar silberweiß gefärbt, und er genoß mit Recht bei seiner Nation des Rufes großer Weisheit.

Von einem alten Ulmenes-Geschlechte abstammend, das stets den Weißen feindlich gegenübergestanden hatte, war er ein erbitterter Feind der Chilier, gegen die er selbst lange Zeit Krieg geführt hatte.

Er kannte die geheimen Absichten Antinahuel's, dessen eifrigster Anhänger und treuster Freund er war.

„Toquis, Apo-Ulmenes und Ulmenes des tapferen Volkes der Aucas, dessen ungeheure Jagdgebiete die Oberfläche der Erde bedecken," sagte er, „mein Herz ist traurig, eine Wolke verhüllt meinen Geist, meine mit Thränen gefüllten Augen wenden sich beständig gegen die Erde. Woher rührt der Kummer, der mich verzehrt? Weshalb tönt der lustige Gesang des Distelfinken nicht mehr freudig in mein Ohr? Weshalb kommen die Strahlen der Sonne mir minder erwärmend vor? Weshalb dünkt selbst die Natur mir weniger

schön zu sein? Antwortet mir, Brüder! Ihr bewahrt das Schweigen, Schamröthe überzieht Eure Stirnen, Ihr senkt demüthig die Augen und wagt mir nicht zu antworten? Das kommt daher, weil Ihr nur noch ein entartetes Volk seid! Eure Krieger sind Weiber, die statt der Lanze die Spindel in die Hand nehmen! — Das kommt daher, weil Ihr feig die Stirne unter das Joch dieser Chiaplos beugt, dieser Huincas, die Euch verspotten, denn sie wissen wohl, daß Euer Blut nicht mehr roth genug ist, um sie zu bekämpfen! Seit wann, Ihr Krieger von Aukas, bauen die schmuzigen Eulen und Käuzchen ihre Nester auf den Horst des Adlers? Wozu nutzt mir diese Steinaxt, das Zeichen der Kraft, diese Waffe, die Ihr mir gegeben habt, um Euch zu vertheidigen, wenn sie unthätig in meinen Händen bleiben soll, und wenn ich in das Grab, dem ich mich bereits nähere, hinabsteigen muß, ohne Etwas zu Eurer Befreiung haben thun zu können? Nehmt sie zurück, Ihr Krieger, da sie nur noch ein eitles Ehrenzeichen ist! Für mich war mein Leben schon zu lang, lasset mich daher in meinen Toldo zurückziehen, wo es mir wenigstens bis zu meinem letzten Tage gestattet sein wird, über unsere, durch Eure Schwäche gefährdete Unabhängigkeit und über unsern, durch Eure Feigheit für immer verdunkelten Ruhm zu weinen!"

Nachdem der Greis diese Worte gesprochen hatte, trat er schwankend einige Schritte zurück, als ob er durch den Schmerz erschöpft wäre. Antinahuel sprang

auf ihn zu und schien ihm mit leiser Stimme Trost zuzusprechen.

Diese Rede hatte die Versammlung lebhaft aufgeregt, denn der Toqui wurde von Allen geliebt und verehrt. Die Ulmenes schwiegen, scheinbar theilnahmlos, aber ihre gehässigen Leidenschaften waren heftig erregt worden und der Zorn fing an, ihre Augen in einem finsteren Feuer erglänzen zu machen.

Der schwarze Hirsch trat vor.

„Vater," sagte er mit süßlicher Stimme und mit ruhiger Haltung, „Deine Worte sind hart; sie haben unsere Herzen mit Traurigkeit erfüllt und vielleicht hättest Du gegen Deine Kinder nicht so strenge sein sollen. Pillian allein kennt die Absichten der Menschen. Was machst Du uns zum Vorwurf? Heute gethan zu haben, was unsere Väter jederzeit vor uns thaten, so lange sie sich nicht im Stande glaubten, siegreich gegen ihre Feinde zu kämpfen? Nein; die schmuzigen Eulen bauen nicht ihre Nester in dem Horste des Adlers! Nein, die Aukas sind keine Weiber! Sie sind so tapfere und unbesiegliche Krieger, wie ihre Väter es waren! Höret, höret, was der Geist mir offenbart! — Der heute mit den Spaniern abgeschlossene Vertrag ist nicht richtig, weil er nicht so stattgefunden hat, wie der Admapu es fordert! Der Toqui hat dem weißen Häuptlinge nicht den Zweig des Zimmtbaumes, das Symbol des Friedens, überreicht; die Stäbe der Apo-Ulmenes sind nicht zu einem Bündel mit dem Schwerte

des Huinka=Häuptlings vereinigt worden; der Eid und die Reden sind über dem Kreuze der Bleichgesichter gesprochen worden und nicht über den Stabbündel, wie das Gesetz Dies heißt. Ich wiederhole daher, daß der Huinca=coyog nichtig ist, daß er Nichts als eine eitle, vergebliche Feierlichkeit war, auf die wir durchaus kein Gewicht zu legen brauchen! — Habe ich wohlgesprochen, Ihr mächtigen Männer?"

„Ja! Ja!" riefen die Häuptlinge, indem sie ihre Waffen schwangen; „der Huinka=coyog ist nichtig!"

Antinahuel that hierauf einige Schritte in den Kreis, den Kopf vorwärts geneigt, den Blick in das Weite gerichtet, die Arme ausgebreitet, als ob er Dinge sähe und hörte, die außer ihm Niemand sehen und hören könnte.

„Still!" rief der schwarze Hirsch, indem er mit dem Finger auf ihn zeigte, „der große Toqui beräth sich mit seinem Amey Malghon."

Die Häuptlinge machten eine Bewegung des Schreckens, indem sie auf den Toqui blickten.

Ein feierliches Schweigen herrschte in der ganzen Versammlung.

Er rührte sich nicht.

Der schwarze Hirsch näherte sich ihm leise, neigte sich zu seinem Ohr und fragte:

„Was sieht mein Vater?"

„Ich sehe die Krieger der Bleichgesichter; sie haben die Kriegsaxt ausgegraben und kämpfen gegeneinander.

„Was sieht mein Vater noch?“ fragte der schwarze Hirsch abermals.

„Ich sehe Ströme von Blut, die den Boden röthen; der Geruch des Blutes erfreut mein Herz, denn es ist das der Bleichgesichter, welches durch ihre Brüder vergossen wird.“

„Sieht mein Bruder sonst noch etwas?“

„Ich sehe den großen Häuptling der Weißen; er kämpst tapfer an der Spitze seiner Krieger; er wird umzingelt, doch er kämpst noch immer; aber er wird fallen, er fällt, er ist gefallen, er ist besiegt! Seine Feinde bemächtigen sich seiner!“

Die Ulmenes wohnten voll Schrecken diesem Auftritte bei, der für sie unerklärlich war.

Ein Lächeln der Geringschätzung verzog die Lippen des schwarzen Hirsches und er fuhr fort:

„Hört mein Vater Etwas?“

„Ich höre das Geschrei der Sterbenden, welche Rache gegen ihre Brüder fordern.“

„Hört mein Vater sonst noch Etwas?“

„Ja, ich höre die Aukas-Krieger, die schon vor langer Zeit gestorben sind und ihr Geschrei macht mich vor Entsetzen erstarren.“

„Was sagen Sie?“ riefen diesmal alle Häuptlinge, von der lebhaftesten Angst ergriffen. „Was sagen die Aukas-Krieger?“

„Sie sagen: Brüder, die Stunde ist gekommen! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

„Zu den Waffen!“ riefen die Häuptlinge wie mit einer Stimme. „Zu den Waffen! Tod den Bleichgesichtern!“

Der Anstoß war gegeben; der Enthusiasmus hatte sich aller Herzen bemächtigt und Antinahuel konnte jetzt nach Belieben die Leidenschaften dieser rasenden Menge leiten.

Ein Lächeln der höchsten Befriedigung erleuchtete sein hochmüthiges Gesicht nnd er richtete sich empor.

„Häuptlinge der Aukas, sagte er, „was gebietet Ihr mir?“

„Antinahuel,“ antwortete Chaticara, indem er seine Steinaxt in das Feuer warf, eine Bewegung, welche die anderen Toquis augenblicklich nachahmten, „es giebt nur noch eine oberste Kriegsaxt in der Nation; sie ruht in Deiner Hand und möge sich bis zum Griffe mit dem häßlichen Blute der Huincas röthen. Führe unsere Utal-Mapus in den Kampf; Du hast die oberste Gewalt! Wir geben Dir das Recht über Leben und Tod unserer Personen; von dieser Stunde an hast Du allein in der Nation das Recht, zu gebieten; wir haben Deine Befehle zu erfüllen, welcher Art sie auch sein mögen.“

Antinahuel trat vor, den Kopf hoch, die Stirne freudestrahlend, in seiner kräftigen Hand die mächtige Kriegsaxt schwingend, das Symbol der dictatorischen, unbeschränkten Gewalt, die ihm so eben übertragen war.

„Aukas,“ sagte er mit stolzer Stimme, „ich nehme

die Ehre an, die Ihr mir erzeigt und werde mich des Vertrauens würdig zu zeigen wissen, das Ihr in mich setzet. Diese Streitaxt soll nicht eher begraben werden, als bis mein Körper den Geiern der Anden zur Atzung gedient hat, oder bis die feigen Bleichgesichter gegen die wir kämpfen wollen, auf den Knieen unsere Gnade anflehen."

Die Häuptlinge antworteten auf diese Worte durch Freudengeschrei und wildes Geheul.

Der Auka-coyog war beendigt.

Tafeln wurden aufgestellt und ein Bankett vereinigte alle bei dem Kriegsrathe versammelt gewesenen Streiter.

In dem Augenblicke, als Antinahuel sich auf den für ihn vorbehaltenen Platz setzte, näherte sich ihm ein mit Schweiß und Staub bedeckter Indianer und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

Der Häuptling erbebte; ein krampfhaftes Zucken erschütterte alle seine Glieder, und in der heftigsten Aufregung sprang er auf.

„Ha!" rief er zornig aus, „mir allein darf dieses Mädchen angehören!"

Und sich zu dem Indianer wendend, der mit ihm gesprochen hatte, sagte er: „Meine Mosotonen sollen sogleich aufsitzen und sich bereit halten, mir zu folgen!"

XII.

Ein nächtlicher Ritt.

Durch ein Zeichen berief Antinahuel den schwarzen Hirsch zu sich.

Der Apo-Ulmen ließ nicht auf sich warten; ungeachtet der zahlreichen Libationen, die er sich gestattet hatte, war das Gesicht des araukanischen Häuptlings so ruhig und sein Schritt so sicher, als hätte er nur Wasser getrunken.

Zu dem Toqui gelangt, verneigte er sich ehrerbietig vor demselben und erwartete, daß er das Wort an ihn richte.

Dieser hatte die Augen zu Boden gerichtet, war in ernste Betrachtungen versunken und bemerkte ihn längere Zeit nicht.

Endlich hob er die Augen empor.

Sein Gesicht war finster, seine Augen schienen Blitze zu schleudern, ein nervöses Zittern bewegte alle seine Glieder.

„Mein Vater leidet?“ fragte der schwarze Hirsch mit sanfter, theilnahmvoller Stimme.

„Ich leide!“ antwortete der Häuptling.

„Guecubu hat über das Herz meines Vaters gehaucht; aber er fasse Muth: Pillian wird ihn aufrecht erhalten!“

„Nein," sagte Antinahuel, „der Hauch, der meine Brust austrocknet, ist ein Hauch der Furcht?"

„Der Furcht?"

„Ja; die Huinkas sind mächtig; ich fürchte die Gewalt ihrer Waffen für meine junge Mannschaft."

Der schwarze Hirsch sah ihn staunend an.

„Was kommt auf die Bleichgesichter an," sagte er „da mein Vater an der Spitze der vier Utal-Mapus steht?"

„Der Krieg wird furchtbar sein, denn ich will siegen."

„Mein Vater wird siegen! Folgen nicht alle Krieger seiner Stimme?"

„Nein," sagte Antinahuel traurig. „Die Ulmenes der Puelchen wohnten dem Huinka-coyog nicht bei."

„Das ist wahr," murmelte der schwarze Hirsch.

„Die Puelchen sind die Ersten unter den araukanischen Kriegern."

„Das ist wahr!" sagte wieder der schwarze Hirsch.

„Ich leide!" wiederholte Antinahuel.

Der schwarze Hirsch legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein Vater," sagte er mit einschmeichelnder Stimme, „ist der Häuptling einer großen Nation und Nichts ist ihm unmöglich."

„Was will mein Sohn sagen?"

„Der Krieg ist erklärt. Während wir Maloccas — feindliche Einfälle — auf das chilische Gebiet

unternehmen, um die Feinde in Ungewißheit über unsere Pläne zu erhalten, möge mein Vater mit seinen Mosotonen die Renner besteigen, die flüchtiger sind als der Wind, und auf den Fittigen des Sturmes zu den Puelchen fliegen. Seine Worte werden sie überzeugen; die Krieger werden Alles verlassen, um ihm zu folgen und unter seinen Augen zu kämpfen. Mit ihrem Beistande werden wir die Huinkas besiegen und das Herz meines Vaters wird vor Freude und Stolz anschwellen.

„Mein Sohn ist weise; ich werde seinen Rath befolgen," entgegnete der Toqui mit einem Lächeln von unbeschreiblichem Ausdrucke. „Aber, wie er gesagt hat, ist der Krieg beschlossen und der Vortheil meiner Nation darf durch die kurze Abwesenheit nicht leiden, zu der ich gezwungen sein würde."

„Mein Vater wird dafür sorgen."

„Ich habe dafür gesorgt," sagte Antinahuel mit arglistigem Lächeln; „mein Sohn höre!"

„Meine Ohren sind geöffnet, um die Worte meines Vaters aufzunehmen."

„Mit Sonnenaufgang, wenn der Dunst des Feuerwassers verflogen ist, werden die Häuptlinge nach Antinahuel fragen."

Der schwarze Hirsch nickte zustimmend.

„Ich übergebe," fuhr der Häuptling fort, „meinem Sohne die Steinaxt, das Zeichen meiner Würde; der schwarze Hirsch ist ein Theil meiner Seele; sein Herz

ist mir ergeben; ich ernenne ihn zu meinem Vice=Toqui. Er wird mich vertreten."

Der Apo=Ulmen verneigte sich ehrfurchtsvoll vor Antinahuel und küßte ihm die Hand.

„Was mein Vater befiehlt, wird auf der Stelle vollzogen werden," sagte er.

„Die Häuptlinge haben einen stolzen Character: ihr Muth ist heiß und mein Sohn wird ihnen nicht die Zeit lassen, sich abzukühlen. Es sind unter ihnen Einige, die sogleich blosgestellt werden müssen, damit sie später nicht mehr zurück können."

„Die Namen dieser Häuptlinge? Damit ich sie in meinem Gedächtniß bewahre!"

„Es sind die mächtigsten Ulmenen der Nation. Mein Sohn erinnere sich daran, daß es ihrer Acht sind. Jeder von ihnen wird eine Malocca an der Grenze unternehmen, um den Chiaplos zu zeigen, daß die Feindseligkeiten begonnen haben. Die vier Vorzüglichsten von ihnen werden sich augenblicklich nach Valdivia begeben, um den Bleichgesichtern den Krieg anzukündigen."

„Gut."

„Hier die Namen der Ulmenen: Manquepan, Tangol, Auchanguer, Oudpal, Colfunguin, Trumau, Cuyumil und Pailapan. Hat mein Sohn diese Namen wohl gehört?"

„Ich habe sie gehört."

„Mein Sohn hat den Sinn meiner Worte erfaßt? Sie sind in sein Gehirn eingedrungen?“

„Die Worte meines Vaters sind hier,“ sagte der schwarze Hirsch, indem er die Hand an die Stirn legte; „er kann jede Besorgniß verbannen und der nachfliegen, welche sich seines Herzens bemächtigt hat.“

„Gut!“ sagte Antinahuel. „Mein Sohn liebt mich; er wird sich erinnern. Nach zwei Tagen findet er mich in der Tolderia der schwarzen Schlangen.“

„Der schwarze Hirsch wird sich dahin begeben, begleitet von seinen tapfersten Kriegern. Pillian leite die Schritte meines Vaters und Epananum, der Gott des Krieges, schenke ihm das Gelingen!“

„Venti penni — leb wohl, Bruder,“ — murmelte Antinahuel, indem er von seinem Stellvertreter Abschied nahm.

Der schwarze Hirsch grüßte den Toqui und zog sich zurück.

Sobald Antinahuel allein war, gab er dem Indianer ein Zeichen, welcher ihm die Nachricht gebracht hatte, durch die er sich bewogen sah, sich zu entfernen.

Während der Berathung der beiden Häuptlinge hatte dieser Mensch sich regungslos in einiger Entfernung gehalten, weit genug, um Nichts zu hören, aber nahe genug, um jeden Augenblick die empfangenen Befehle ausführen zu können.

Er trat näher.

„Mein Sohn ist ermüdet?“ fragte ihn der Toqui.

„Nein, nur mein Pferd bedarf der Ruhe.“

„Gut; man wird meinem Sohne ein frisches Pferd geben und er wird uns führen.“

Gefolgt von dem Boten, trat Antinahuel hierauf ohne weiter ein Wort zu sprechen, auf eine Gruppe von Reitern zu, welche auf ihre langen Lanzen gestützt, dunkel gegen den nächtlich-finsteren Hintergrund abstachen.

Diese Reiter, ungefähr dreißig an der Zahl, waren die Mosotonen des Toqui.

Mit einem Satze sprang Antinahuel auf ein prachtvolles Pferd, das zwei Indianer am Zügel für ihn bereit hielten.

„Vorwärts!“ rief er, indem er sich in dem Sattel festsetzte und seinem Pferde die Sporen eindrückte, daß es wie ein Pfeil dahinflog.

Die Mosotonen eilten ihm nach.

Dieser Trupp dunkler Reiter glitt durch die Finsterniß der Nacht dahin, wie eine Legion Dämonen.

Vor ihnen her flog der Führer.

Wer vermag die entsetzliche Poesie eines wilden Nachtrittes durch die Wüsten Amerika's zu beschreiben?

Der mitternächtliche Wind hatte den Himmel gereinigt, dessen Gewölbe von dunklem Blau glänzend, mit einem Königsmantel voll goldener Sterne bedeckt war.

Die Nacht hatte jene sammtartige Durchsichtigkeit, welche den heißen Regionen eigenthümlich ist.

Zuweilen kam ein Windstoß, von unbestimmten Tönen erfüllt, die trockenen Blätter aufwirbelnd, daher, und verlor sich in der Ferne wie ein Seufzer.

Die Araukaner jagten immer weiter und weiter, niedergebeugt auf die Hälse ihrer Pferde, welche heiße Dampfwolken aus den Nüstern bliesen.

Und dennoch ergoß die Wüste, welche sie schnell und schweigend durcheilten, harmonische Fluthen in den weiten Raum.

Es war das Murmeln des Wassers unter den Schlinggewächsen und Schwertlilien, das Rauschen des Windes in dem Laubwerke, oder das verworrene Gesumme tausend unsichtbarer Insecten. Zuweilen drang ein heller Schein zwischen den Blättern hindurch und tanzte gleich Irrlichtern auf dem Grase; von Strecke zu Strecke erhoben sich alte Baumstämme auf dem Rücken der Hügel oder an dem Rande der Abgründe, gleich Gespenstern ihre Leichentücher von Lianen schüttelnd; tausendfache Töne durchflogen die Luft, namenlose Rufe drangen aus den Höhlen unter den Wurzeln hervor, erstickte Seufzer sanken von den nackten Gipfeln der Berge herab: Man fühlte rings um sich her eine unbekannte und geheimnißvolle Welt leben.

Ueberall, auf der Erde, in der Luft, hörte man den Lärm des mächtigen Lebensstromes, der von Gott kommt und beständig vorüberrinnt und sich erneuert.

Die Araukaner verfolgten noch immer ihren wilden Lauf, setzten über Sturzbäche, ritten über Hügel

und durch Schluchten und zertrümmerten unter den Hufen ihrer flüchtigen Renner die Kiesel, welche mit lautem Gepolter in die Barrankas hinabrollten.

Zwei Lanzenlängen voraus, neben dem Führer, die glühenden Augen starr vor sich hingerichtet, trieb Antinahuel sein keuchendes Pferd an, dessen schwerer Athem seine Ermüdung verrieth.

Plötzlich stieg in geringer Entfernung vor ihnen eine dunkle Masse empor und Stimmengeräusch ließ sich vernehmen.

„Wir sind am Ziele!" sagte der Führer.

„Endlich!" rief Antinahuel und hielt sein Pferd an, das unter ihm zusammenbrach.

Er befand sich in einem elenden Dorfe, welches aus fünf oder sechs Hütten bestand, die halb in Trümmern lagen und bei jedem Windstoße zusammenzustürzen drohten.

Antinahuel, der den Stnrz seines Pferdes erwartet hatte, machte sich schnell von demselben los und sich zu dem Führer wendend, der ebenfalls abgestiegen war, sagte er:

„In welchem Toldo befindet sie sich?"

„Komm!" entgegnete lakonisch der Indianer.

Antinahuel folgte ihm.

Sie machten einige Schritte, ohne ein Wort zu wechseln.

Der Häuptling preßte gewaltsam die Hand auf die Brust, als wollte er eine Bewegung seines Herzens unterdrücken.

Nach zehn Minuten eines eiligen Ganges befanden die beiden Männer sich vor einer einzeln stehenden Hütte, aus deren Inneren man einen schwachen Lichtstrahl schimmern sah.

Der Indianer blieb stehen, wendete sich zu Antinahuel, streckte den Arm in der Richtung gegen die Hütte aus und sagte:

„Dort ist es!"

Der Toqui wendete sich um, zu sehen, ob seine Mosotonen, die er in der Hast seines Rittes weit hinter sich gelassen hatte, ihm folgten; nach kurzem Zögern näherte er sich dann der Thür und stieß sie auf, indem er mit leiser, aber entschlossener Stimme sagte:

„Es muß ein Ende werden!"

Die Thüre öffnete sich und er trat ein.

XIII.

Zwiefacher Haß.

Antinahuel stand Dona Maria gegenüber.

Durch eine instinktmäßige Bewegung trat Jedes

von ihnen einen Schritt zurück und unterdrückte einen Schrei.

„Ach!“ seufzte tief betrübt Dona Rosario und senkte den Kopf vor dem glühenden Blicke des indianischen Häuptlings. „O, mein Heiland, jetzt bin ich wirklich verloren!“

Dona Maria hatte nach einigen Sekunden die Gefühle langsam unterdrückt, die in ihr kochten.

Mit sanfter Stimme und lächelndem Gesichte richtete sie das Wort an Antinahuel.

„Mein Bruder ist willkommen,“ sagte sie, indem sie ihn einlud, näher zu treten. „Welchem glücklichen Zufall verdanke ich seine Gegenwart?“

„Ein glücklicher Zufall, in der That, besonders für mich!“ antwortete er mit spöttischem Lächeln, indem er seinem Gesichte den Ausdruck der Fassung zu geben suchte.

Der Toqui kannte seine Jugendfreundin zu gut, um nicht zu wissen, daß er an ihr eine gefährliche Gegnerin hatte, gegen die er fest auftreten mußte, um sie dahin zu bringen, seinen Willen zu thun.

„Nun,“ fuhr die Linda fort, „wird mein Bruder mich des Vergnügens würdigen, mir die Ursache dieses plötzlichen Erscheinens mitzutheilen, das mich übrigens mit Vergnügen erfüllt?“

„Oh, die Ursache ist sehr einfach und verdient wahrlich nicht der Mühe, erwähnt zu werden. Ich hoffte durchaus nicht, meine Schwester hier zu finden

und muß ihr sogar in aller Demuth gestehen, daß ich sie nicht suchte."

„So!" sagte Dona Maria, welche sich stellte, als ob sie ihm glaube; „dann fühle ich mich doppelt glücklich."

Der Häuptling verneigte sich.

„Die Sache ist diese —" sagte er.

„Aha," dachte sie; „jetzt wird er lügen; ich will doch sehen, welchen Betrug dieser Dämon ersinnen wird." Dann fügte sie mit gewinnendem Lächeln, bei dem sie den Schmelz ihrer weißen Zähne zeigte, laut hinzu: „Ich bin ganz Ohr; mein Bruder kann sprechen."

„Wie meine Schwester weiß, liegt dies Dorf auf dem Wege, der zu meiner Tolderia führt und ich mußte es daher natürlich berühren, indem ich zu meinem Stamme zurückkehrte. Die Nacht ist schon weit vorgerückt, meine Mosotonen bedürfen einige Stunden Ruhe; ich habe daher beschlossen, hier zu lagern und bin in den ersten Rancho eingetreten, der sich meinem Blicke bot. Dieser Rancho ist nun der, den meine Schwester für den Augenblick bewohnt und ich danke dem Zufall, der, wie ich sagte, hier allein der schuldige Theil ist."

„Nicht übel für einen Indianer," murmelte die Linda. „Nun, reden wir nicht weiter davon!"

„Und wer ist dies reizende junge Weib?" fragte Antinahuel, indem er that, als bemerke er Dona Rosario erst jetzt und zugleich auf sie zutrat.

„Eine Sclavin, an die Ihr nicht denken dürft!“ sagte sie hart.

„Eine Sclavin?“ rief Antinahuel.

„Ja!“

Die Linda klatschte in die Hände.

Der Indianer, mit dem wir sie schon sprechen sahen, trat augenblicklich ein.

„Führe dies Mädchen fort!“ gebot sie ihm.

„Ach, Senora,“ bat Dona Rosario, indem sie auf die Knie sank, „sollten Sie unerbittlich gegen eine Unglückliche sein, die Ihnen nie etwas zu leide gethan hat?“

Die Linda schleuderte ihr einen Flammenblick zu und sie kalt mit dem Fuße von sich stoßend, sagte sie mit barscher Stimme:

„Ich habe befohlen, dies Mädchen fortzuführen!“

Bei dieser Beschimpfung strömte das Blut gewaltsam zu den Herzen des armen Kindes; ihre bleiche Stirn bedeckte sich mit fieberhafter Röthe und sich majestätisch und stolz emporrichtend, sagte sie mit volltönender Stimme, deren prophetischer Klang der Linda in das Herz drang.

„Sehen Sie sich vor! Gott wird Sie strafen! So wie Sie heute für mich ohne Mitleid sein, so wird ein Tag erscheinen, an dem auch Er Ihnen kein Erbarmen zeigen wird!“

Sie ging mit hoch erhobenem Haupte hinaus, nachdem sie ihrer unerbittlichen Feindin einen Blick

zugeschleudert hatte, der Diese wie ein Blitzstrahl traf.

Antinahuel und die Linda blieben allein.

Es entstand ein langes finsteres Schweigen.

Die letzten Worte der Dona Rosario hatten die Linda verwundet, wie ein Dolchstoß. Vergebens suchte sie die Aufregung zu bekämpfen, die sie empfand. Sie fühlte sich durch dies schwache Kind besiegt.

Allmälig überwand sie indeß doch die unbegreifliche Unruhe, von der sie sich bedrückt fühlte. Mit der Hand über die Stirn fahrend, wie um einen lästigen Gedanken zu verbannen, wendete sie sich zu Antinahuel.

„Keine Diplomatie zwischen uns, Bruder!" sagte sie. „Wir kennen einander zu gut, um unsere Zeit durch Ueberlistungsversuche zu verlieren."

„Meine Schwester hat Recht; sprechen wir offen!"

„Die Geschichte Eurer Rückkehr zu Eurem Stamme ist sehr gut erfunden, Antinahuel, aber ich glaube davon kein Wort."

„Meine Schwester kennt also die Ursache, die mich herführt?"

„Ich kenne sie," sagte sie mit einem feinen Lächeln das wie ein Sonnenstrahl über ihre rosigen Lippen flog.

Antinahuel antwortete nicht.

Er begann voll Unruhe in dem Cuarto hin und her zu gehen, dabei richtete er zuweilen einen Blick

des Zornes und des Unwillens auf die Thür, durch welche Dona Rosario hinausgegangen war.

Die Linda folgte ihm aufmerksam mit einem tückischen und spöttischen Blicke.

„Nun," fragte sie nach einiger Zeit, wird mein Bruder nicht sprechen?"

„Weshalb sollte ich nicht sprechen?" sagte er heftig. „Antinahuel ist der gefürchtetste Häuptling seiner Nation; die stolzesten Krieger beugen ohne Zögern ihre stolze Stirn vor ihm!"

„Ich warte," sagte sie mit ruhiger Stimme.

„Ein Häuptling spricht sich deutlich aus und läßt sich von Niemand Zwang auferlegen. Meine Schwester kennt meinen Haß gegen die Bleichgesichter, über den sie selbst sich so sehr zu beklagen hat."

„Ja, ich weiß, daß dieser Mann der persönliche Feind meines Bruders ist."

„Gut! Meine Schwester hat in ihrer Gewalt die Jungfrau mit den Azuraugen. Sie wird mir diese übergeben, damit ich sie martern, und mich dadurch an meinem Feinde rächen kann."

„Mein Bruder ist ein Mann; er wird es nicht verstehen, sich gut zu rächen. Weshalb sollte ich ihm meine Gefangene übergeben? Die Frauen allein besitzen das Geheimniß, die zu martern, die sie hassen. Mein Bruder verlasse sich darin auf mich!" fügte sie mit grausamem Lächeln hinzu. „Die Qualen, die ich ersinnen will, werden genügen, das schwöre ich, um

jeden Haß zu befriedigen, und wäre er auch noch viel tiefer, als der, welchen mein Bruder empfindet."

Antinahuels Gesicht blieb theilnahmlos, innerlich aber erbebte er über diese abscheulichen Worte.

„Meine Schwester brüstet sich," entgegnete er. „Ihre Haut ist weiß; ihr Herz versteht den Haß nicht. Sie lasse den indianischen Häuptling gewähren!"

„Nein!" entgegnete sie heftig. „Ich habe über das Geschick dieses Weibes verfügt. Ich werde es meinem Bruder nicht übergeben."

„Also vergißt meine Schwester ihre Versprechungen und verletzt ihre Eide?"

„Von welchen Versprechungen und welchen Eiden redet Ihr, Häuptling?"

„Von denen," entgegnete der Indianer hochmüthig, „welche meine Schwester in dem Toldo Antinahuels ausgesprochen hat, als sie in seinen Stamm kam, seinen Beistand anzuflehen."

Die Linda lächelte.

„Das Weib ist ein Spottvogel," sagte sie; „wer auf dessen Worte achtet —"

„Gut," unterbrach sie Antinahuel, „meine Schwester behalte ihre Gefangene und habe ihren Willen! Ich will meinen Weg fortsetzen, um mich zu meinem Stamme zu begeben."

Die Linda sah ihn erstaunt an. Die Leichtigkeit, mit welcher Antinahuel scheinbar auf seine Pläne verzichtete, war ihr um so unbegreiflicher, da sie wußte,

mit welcher Hartnäckigkeit er seine Unternehmungen verfolgte, sobald er die Möglichkeit des Erfolges sah. Sie beschloß daher, jedenfalls zu ermitteln, woran sie sich zu halten hätte.

In dem Augenblicke, als der Häuptling einen Schritt gegen die Thüre that, um sich zu entfernen, sagte sie:

„Mein Bruder geht?“

„Ich gehe!“ antwortete er.

„Hat er die Geschäfte schon beendigt, wegen deren der General Bustamente ihn gebeten hatte, sich mit ihm zu verständigen?“

„Der General Bustamente bedarf Antinahuel's nicht mehr, so wenig, wie irgend eines Anderen.“

„Ist sein Plan so schnell zur Ausführung gekommen?“

„Ja!“ entgegnete er mit zweideutigem Lächeln.

„Also ist er Herr der Stadt?“ rief die Linda voller Freuden. „Endlich triumphirte er?“

Antinahuel schien eine oder zwei Minuten zu zögern; ein ironisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Will mein Bruder mir nicht antworten?“ fragte die Linda mit einer Ungeduld, in welche sich ein Anflug von Besorgniß mischte.

„Der, welchen meine Schwester General Bustamente nennt,“ antwortete er kurz, „bedarf Niemandes mehr; ich wiederhole es: Er ist gefangen!“

Die Linda machte einen Satz wie eine verwundete Löwin.

„Gefangen!“ rief sie. „O, mein Bruder täuscht sich.“

„Er ist gefangen, und ehe drei Tage vergehen, wird er todt sein!“

Die Linda war wie erstarrt.

Diese Nachricht schmetterte sie zu Boden.

„Ha!“ rief sie, „Gott zum Trotze werde ich triumphiren!“

Und indem sie diese Gotteslästerung aussprach, funkelte ihr Blick, ihre Lippen bebten und ihre Fäuste ballten sich vor Wuth.

„Ich will nicht, daß er sterbe!“ rief sie aus.

„Er wird sterben!“ erwiederte Antinahuel. „Wer könnte ihn retten?“

„Ihr, Häuptling!“ sagte sie entschieden, indem sie ihm den Arm heftig drückte.

„Weshalb sollte ich es thun?“ entgegnete er nachlässig. „Was kümmert mich das Leben dieses Menschen? Die Bleichgesichter sind nicht meine Brüder!“

„Nein; aber sein Leben ist mir theuer, mir, zu meiner Rache! Er allein kann mir meinen Feind ausliefern! Ich will, daß er lebe, sage ich Euch!“

„Gut! So wird meine Schwester ihn retten, da ihr so viel an seiner Rettung liegt.“

„Ihr allein vermögt Das, Häuptling, wenn Ihr es wollt,“ entgegnete sie.

Antinahuel sah sie fest an.

„Was läßt Euch annehmen, daß ich es wollen würde?“ sagte er.

„Höret, Häuptling,“ rief die Linda außer sich; „Ihr liebt dies Mädchen, diese elende Hündin der Bleichgesichter!“

Der Indianer erbebte, aber er antwortete nicht.

„Oh, suchet nicht, mich zu täuschen; man betrügt die Augen einer Frau nicht. Der Haß, den Ihr gegen Don Tadeo hegt, hat sich bei dem Anblicke dieses Geschöpfes in Eurem Herzen in Liebe verwandelt.“

„Nun, und wenn Dem so wäre?“ sagte er aufgeregt.

„Zug um Zug!“ sagte sie entschlossen. „Gebt mir den General Bustamente zurück und ich liefere sie Euch aus.“

„Oh,“ sagte Antinahuel mit spöttischem Lächeln; „das Weib ist ein Spottvogel, wer auf dessen Worte achtet —“

Indem sie dem Häuptlinge ihr die Worte in das Gesicht schleudern hörte, die sie ihm einige Augenblicke zuvor gesagt hatte, stampfte sie vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Ha,“ rief sie zornig, „nehmet sie, dieses Mädchen und es sei verflucht!“

Antinahuel stieß das Gebrüll eines Tigers aus und stürzte hinaus.

„Ha!“ rief die Linda mit heiserer Stimme und einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, „ich glaube,

daß die Liebe dieses Elenden mich besser rächen wird, als alle Martern, die ich hätte erfinden können!"

Plötzlich trat der Häuptling hastig wieder ein; seine Züge waren durch Wuth und getäuschte Erwartung verzerrt.

„Sie ist entflohen!" sagte er.

In der That war Dona Rosario mit dem Indianer verschwunden, dessen Obhut sie anvertraut war.

Niemand wußte, was aus ihnen geworden sei.

Antinahuel schickte auf der Stelle seine Mosotonen nach allen Richtungen zu ihrer Verfolgung aus.

Die Linda war die Beute einer unaussprechlichen Wuth.

Ihre Rache entschlüpfte ihr!

Sie wurde unter dem Gewichte der Ohnmacht erdrückt, zu der sie sich gebracht sah.

XIV.

Rückkehr nach Valdivia.

Die Nacht brach an. Ueber das Lager seines Freundes gebeugt, der noch immer in jenem lethar=

gischen Schlummer lag, welcher gewöhnlich die Folge starken Blutverlustes zu sein pflegt, erspähte Valentin mit zärtlicher Besorgniß die Wolken, welche zuweilen das bleiche Gesicht seines Freundes verdunkelten.

„Ha!" sagte er halblaut, indem er zornig die Fäuste ballte, „Deine Mörder sollen ihr Verbrechen theuer bezahlen, mein Bruder, wer sie auch sein mögen!"

Der Vorhang des Zeltes wurde aufgehoben und eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Er drehte sich um.

Trangoil Lanec stand vor ihm.

Das Gesicht des Ulmen war finster, wie die Nacht.

Er schien die Beute einer heftigen Aufregung zu sein.

„Was ist Euch, Häuptling?" fragte ihn Valentin, erschreckt durch den Zustand, in welchem er ihn erblickte. Was, in des Himmels Namen, geht vor? Kommt Ihr, um mir ein neues Unglück zu melden?"

„Das Unglück wacht unablässig über die Menschen," antwortete salbungsvoll der Häuptling. „Er muß bereit sein, es wie einen erwarteten Gast zu jeder Stunde zu empfangen."

„Sprecht!" sagte der junge Mann mit fester Stimme. „Was es auch sei; ich werde nicht schwach sein."

„Gut; mein Bruder ist stark. Er ist ein großer Krieger und wird sich nicht niederbeugen lassen. Mein Bruder beeile sich; er muß fort."

„Fort!“ rief Valentin erbebend. „Und mein Freund?“

„Unser Bruder Luis wird uns begleiten.“

„Ist es möglich, ihn fortzuschaffen?“

„Es muß sein!“ sagte sehr entschieden der Indianer. „Die Kriegsaxt ist gegen die Bleichgesichter ausgegraben worden. Die Häuptlinge der Aukas haben das Feuerwasser getrunken, der Geist des Bösen ist Herr ihres Herzens und wir müssen aufbrechen, ehe sie an uns denken. In einer Stunde wäre es zu spät.“

„So brechen wir denn auf,“ entgegnete traurig der junge Mann, überzeugt, daß Trangoil Lanec mehr wußte, als er sagen wollte, und daß sie in der That von einer großen Gefahr bedroht wurden, da der Häuptling, ein Mann von geprüftem Muth, die Maske der Gleichgültigkeit verloren hatte, welche die Indianer beinahe nie verläßt.

Die Vorbereitungen zu dem Aufbruche wurden hastig betrieben und waren bald beendigt.

Die Hängematte, in welcher Ludwig lag, wurde sicher an zwei langen Holzstangen befestigt und auf zwei Maulthiere gelegt, ohne daß der Verwundete erwachte.

Der kleine Trupp machte sich unter Beobachtung der größten Vorsicht auf den Weg.

So ritten sie eine Stunde, ohne ein Wort zu wechseln. Die Lagerfeuer der Indianer verschwanden

allmälig in der Entfernung und sie waren, wenigstens vorläufig, außer Gefahr.

Valentin näherte sich Trangoil Lanec, welcher an der Spitze des Zuges ritt.

„Wohin gehen wir?“ fragte er ihn.

„Nach Valdivia,“ antwortete der Häuptling; „nur dort kann Don Luis in Sicherheit seine Genesung abwarten.“

„Ihr habt Recht,“ sagte Valentin. „Aber wir? Werden wir unthätig bleiben?“

„Ich werde thun, was mein Bruder, das Bleichgesicht, will. Bin ich nicht sein Penni? Wohin er geht, dahin gehe auch ich. Sein Wille ist auch der meinige.“

„Ich danke, Häuptling,“ sagte der Franzose gerührt. „Ihr seid ein braves, wackeres Herz!“

„Mein Bruder hat mir das Leben gerettet,“ sagte der Ulmen voll Einfachheit. „Dieses Leben gehört nicht mehr mir, sondern ihm.“

Sei es, daß die araukanischen Häuptlinge die Entfernung der Fremden nicht bemerkt hatten, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß sie es verschmähten, sie zu verfolgen, genug, der kleine Trupp wurde auf seiner Flucht nicht beunruhigt, denn einen andern Namen konnte man dem nächtlichen Marsche in der Wüste nicht geben.

Sie kamen langsam vorwärts, sie wurden durch den Verwundeten aufgehalten, der bei seinem Zustande

der Schwäche die Stöße eines schnellen Rittes nicht hätte aushalten können.

Gegen drei Uhr Morgens verriethen einige schwache, unsichere Lichtstreifen, die am Horizonte zitterten und den Nebel durchdrangen, der zu dieser Stunde der Nacht die Erde wie in ein kaltes Leichentuch hüllte, der Karavane, daß sie sich der Stadt näherte und dieselbe bald erreicht haben würde.

Nach drei Viertelstunden kamen sie zu den Gärten, welche Valdivia wie ein gewaltiges Blumenbouquet einhüllen, aus dessen Mitte die Stadt emporzusteigen scheint.

Die Karavane machte einige Augenblicke Halt, um die Pferde und die Maulthiere Athem schöpfen zu lassen, ehe sie die Stadt betraten.

Jetzt hatte man Nichts mehr zu befürchten.

„Kennt mein Bruder diese Stadt?" fragte Trangoil Lanec Valentin.

„Weshalb diese Frage?" entgegnete dieser.

„Aus einer sehr einfachen Ursache," sagte der Häuptling. „In der Wüste kann ich meinem Bruder in der Nacht, wie bei Tage, als Führer dienen, aber hier, in dieser Tolderia der Weißen, schließen sich meine Augen; ich bin blind und mein Bruder muß uns daher führen."

„Der Teufel!" sagte Valentin verwirrt, „in diesem Sinne bin ich wenigstens eben so blind, wie Ihr, Häuptling. Gestern habe ich diese Stadt zum ersten Male betreten und — fügte er lächelnd hinzu —„die

Kugeln pfiffen so derb in der Luft umher, daß ich mir nicht viel Zeit genommen habe, auf meinen Weg zu achten oder mich danach zu erkundigen."

„Das beunruhige Eure Gnaden nicht," sagte einer der Peonen, welcher die wenigen, zwischen den beiden Männern gewechselten Worte gehört hatte. „Sagen Sie mir nur, wohin Sie wollen und ich verpflichte mich, Sie zu führen."

„Hm!" sagte Valentin. „Wohin ich will? Das weiß ich selbst nicht. Alle Orte sind gut, vorausgesetzt daß mein Freund sich daselbst in Sicherheit befindet."

„Verzeihung, Eure Gnaden," entgegnete der Arriero, „wenn ich wagte —"

„Waget! Waget! mein Freund! Euer Gedanke ist wahrscheinlich vortrefflich; was mich betrifft, so gestehe ich, daß mein Kopf in diesem Augenblicke leer ist, wie eine Trommel."

„Weshalb wollen Eure Gnaden nicht zu Don Tadeo von Leon, meinem Herrn, gehen?"

„Pardieu!" rief Valentin verdrießlich, „ich finde Euch sehr spaßhaft, auf mein Wort. Ich gehe aus dem Grunde nicht zu Don Tadeo von Leon, weil ich ihn nicht zu finden weiß; Das ist Alles."

„Ich weiß es, Gnaden; Don Tadeo wird im Cabildo sein."

„Das ist meiner Treu wahr; daran habe ich nicht gedacht. Aber wie kommen wir nach dem Cabildo?"

„Ich werde Ew. Gnaden dahin führen."

„Gut geantwortet! Dieser Bursche ist voll Verstand. Wann brechen wir auf, mein Freund?"

„Wann es Euer Gnaden gefällig ist."

„Sogleich! Sogleich!"

„Auf den Weg denn!" rief der Arriero. „Ea! arrea mula!" rief er seinen Thieren zu und die Karawane setzte sich wieder in Marsch.

Einige Minuten später bog sie auf den Hauptplatz ein, dem Cabildo gegenüber.

Die Stadt war öde und schweigend. Hier und dort zeigten sich als letzte Spuren des erbitterten Kampfes, welcher statt gefunden hatte, Haufen von zertrümmertem Hausgeräth, oder tiefe, in den Boden gerissene Löcher.

Eine Schildwache ging mit langsamen Schritten vor dem Cabildo auf und nieder. Bei dem Anblicke der auf ihn zukommenden Carawane blieb der Mann stehen, zog den Hahn seines Gewehres auf, und rief mit rauher Stimme:

„Wer da?"

„La patria!" antwortete Valentin.

„Zurück!" rief der Posten.

„Hm!" sagte der junge Mann, „wie es scheint, ist es nicht so leicht, Zutritt zu erlangen, als ich glaubte. Gleichviel," fuhr er fort. „Versuchen wir es es immerhin. Mein Freund," sagte er mit einschmeichelnder Stimme zu der Schildwache, welche regungslos vor ihm stehen blieb, „wir haben im Palast zu thun."

„Habt ihr die Parole?“ fragte der Soldat.

„Meiner Treu, nein!“ antwortete Valentin offenherzig.

„So kommt Ihr auch nicht hinein.“

„Es ist indeß sehr nothwendig, daß ich hinein gelange.“

„Das ist möglich, aber da Ihr die Parole nicht habt, rathe ich Euch Eures Weges zu ziehen; denn ich schwöre Euch, daß ich Euch nicht durchlassen würde, wenn Ihr auch der Teufel in eigener Person wäret.“

„Mein Freund,“ sagte der Pariser mit scherzhaftem Tone, „was Ihr da sprecht, ist nicht logisch. Wenn ich der Teufel wäre, so brauchte ich keine Parole und ginge Euch zum Trotz hinein.“

„Nehmen sie sich in Acht, Euer Gnaden,“ flüsterte der Arriero. „Der Soldat wäre im Stande, auf Sie zu schießen.“

„Meiner Treu, darauf rechne ich!“ antwortete Valentin lachend.

Der Peone sah ihn ganz verdutzt an; er hielt ihn für verrückt.

„Der Soldat, den das lange Gespräch langweilte, und welcher zu bemerken glaubte, daß er es mit einem Spaßmacher zu thun hätte, setzte seine Muskete an die Schulter und rief mit gebietender Stimme:

„Zum letzten Male! Zurück, oder ich gebe Feuer!“

„Ich will hinein!“ sagte Valentin entschlossen.

„Zu den Waffen!“ schrie der Soldat und schoß sein Gewehr ab.

Valentin, der aufmerksam den Bewegungen des Soldaten gefolgt war, glitt in eben dem Augenblick, als derselbe schoß, vom Pferde herab und die Kugel pfiff harmlos über seinem Kopfe hin.

Auf den Ruf der Schildwache und den Knall des Schusses stürzten mehrere bewaffnete Soldaten, an ihrer Spitze ein Offizier mit einer brennenden Fackel, aus dem Palaste auf den Platz.

„Was geht hier vor?“ fragte mit lauter Stimme der Offizier.

„Ha!“ rief Valentin, dem diese Stimme nicht unbekannt war, „sind Sie es, Don Gregorio?“

„Wer ruft mich?“ fragte er, denn er war es in der That.

„Ich! Don Valentin.“

„Wie, Sie sind es, lieber Freund, der all diesen Lärm verursacht?“ sagte er, indem er sich Valentin näherte. „Ich glaubte, es gäbe einen Angriff.“

„Ja, was wollen Sie?“ sagte lachend der junge Mann. „Ich kannte die Parole nicht und mußte doch hinein.“

„Solchen Einfall kann doch nur ein Franzose haben.“

„Ist er nicht originell?“

„Ja; aber Sie wagten dabei, getödtet zu werden.“

„Pah! Das wagt man immer, aber man wird es nicht," entgegnete Valentin sorglos. „Ich empfehle Ihnen, das Mittel bei Gelegenheit zu versuchen."

„Sehr verbunden, aber ich zweifle, daß ich mich desselben jemals bedienen werde."

„Sie würden Unrecht haben."

„Treten Sie aber endlich ein! Treten Sie ein!"

„Nichts ist mir lieber und zwar um so mehr, da ich durchaus Don Tadeo augenblicklich sehen muß."

„Ich glaube, er schläft."

„Er wird aufwachen."

„Bringen Sie interessante Neuigkeiten?"

„Ja," sagte der junge Mann, der plötzlich traurig wurde, „fürchterliche Neuigkeiten?"

Ergriffen durch den Ton, mit dem der Franzose diese Worte sprach, ahnte Don Gregorio ein Unglück und fragte nicht weiter.

Die Arrieros trugen die Hängematte, in welcher Ludwig noch immer schlafend lag, in das Innere des Cabildo.

Durch die Sorge des Don Gregorio wurde der Verwundete in ein Zimmer gebracht und in ein Bett gelegt, das man in der Eile bereitete.

„Was ist geschehen? Ist Don Luis verwundet?" fragte Don Gregorio staunend.

„Ja," entgegnete Valentin mit dumpfer Stimme. „Er hat zwei Dolchstöße bekommen."

„Was bedeutet Das?"

„Sie werden es erfahren," sagte Valentin. „Aber ich bitte Sie, mich augenblicklich zu Don Tadeo zu führen."

„So kommen Sie denn in des Himmels Namen! Ihre Zurückhaltung macht mich erbeben."

Gefolgt von Valentin und Trangoil Lanec schritt Don Gregorio rasch in das Lazareth hinein, welches die verschiedenen Gänge des Palastes bildeten, mit dessen Inneren er genau vertraut zu sein schien.

XV.

Der Vater offenbart sich.

Don Tadeo hatte einen großen Theil der Nacht dabei zugebracht, Befehle zu ertheilen, um die Spuren zu beseitigen, die der Kampf hinterlassen hatte. Er ernannte Beamte, denen die Polizei der Stadt übertragen wurde. Nachdem er so viel als möglich für die Ruhe und Sicherheit der Bürger gesorgt hatte, sendete er mehrere Eilboten nach Santiago und den anderen Mittelpunkten der Bevölkerung ab, um zu

melden, was vorgefallen war und durch Ermüdung erschöpft, vom Schlaf überwältigt, warf er sich endlich, ganz angekleidet auf ein Feldbett, um einige Augenblicke der Ruhe zu genießen.

Er lag kaum seit einer Stunde in jenem unruhigen Schlafe, welcher das Loos der Männer ist, auf denen das Geschick der Völker lastet, als die Thür des Zimmers, in das er sich zurückgezogen hatte, hastig aufgerissen wurde. Ein heller Lichtschein traf seine Augen; mehrere Männer traten ein.

Don Tadeo fuhr aus dem Schlafe auf.

„Wer ist da?“ rief er, indem er bemüht war, trotz des Lichtes, das seine Augen blendete, Die zu erkennen, welche seinen Schlaf auf so unpassende Weise störten.

„Ich bin es!“ sagte Don Gregorio.

„Aber Sie sind nicht allein, wie mir scheint?“

„Nein; Don Valentin begleitet mich.“

„Don Valentin!“ rief Don Tadeo, indem er rasch aufsprang und sich mit der Hand über die Stirn fuhr, um die letzten Wolken zu vertreiben, die seine Gedanken trübten. „Aber ich erwartete Don Valentin frühestens diesen Morgen. Was für ein wichtiger Grund hat ihn bewogen, während der Nacht zu reisen?“

„Ein mächtiger Grund, Don Tadeo!“ entgegnete der junge Mann mit finsterer Stimme.

„Sprechen Sie! Um des Himmels Willen!“ rief Don Tadeo.

„Seien Sie Mann! Seien Sie fest! Sammeln Sie allen Ihren Muth, um würdig den Schlag zu ertragen, der Sie treffen wird.“

Don Tadeo ging hastig zwei oder drei Mal in dem Gemache umher, den Kopf gesenkt, die Stirn gerunzelt; dann blieb er vor Valentin mit bleichem Gesicht, doch mit ruhigen Zügen stehen.

Dieser Mann von Eisen hatte seine innerste Natur bezwungen; die Heftigkeit des Schlages ahnend, den er empfangen sollte, hatte er seinem Herzen geboten, nicht zu brechen, seinen Nerven, nicht zu erzittern.

„Sprechen Sie!“ sagte er; „ich bin bereit, Sie zu hören.“

Indem er diese Worte sprach, waren seine Stimme fest, seine Züge ruhig.

Valentin, der sich auf den Muth verstand, wurde von Bewunderung ergriffen.

„Betrifft das Unglück, das Sie mir verkünden wollen, mich persönlich?“ fragte Don Tadeo.

„Ja!“ sagte der junge Mann mit zitternder Stimme.

„Gott sei gelobt! Fahren Sie fort! Ich höre Sie.“

Valentin sah ein, daß er die Seele dieses Man=

nes nicht auf eine noch härtere Probe stellen dürfe und er entschloß sich daher zu sprechen.

„Dona Rosario ist verschwunden," sagte er. „Sie ist während unserer Abwesenheit entführt worden. Ludwig, mein Milchbruder, hat sie vertheidigen wollen und ist von zwei Dolchstößen getroffen worden."

Der König der Finsterniß schien in eine Bildsäule von Marmor verwandelt zu sein. Auf seinem strengen Gesicht verrieth sich nicht die geringste Aufregung.

„Ist Don Luis todt?" fragte er theilnehmend.

„Nein," entgegnete Valentin immer verwunderter; „ich hoffe sogar, daß er binnen wenigen Tagen geheilt sein wird.

„Desto besser!" sagte Don Tadeo mit vielem Gefühl. „Was Sie mir da sagen, ist für mich eine glückliche Nachricht."

Und die Arme über seiner breiten Brust kreuzend, ging er wieder mit großen Schritten in dem Zimmer umher.

Die drei Männer blickten einander über den Stoicismus, den sie nicht zu begreifen vermochten, verwundert an.

„Werden Sie Dona Rosario ihren Entführern überlassen?" fragte Don Gregorio mit dem Tone des Vorwurfs.

Don Tadeo schleuderte ihm einen Blick voll so

bitterer Ironie zu, daß Don Gregorio davor unwillkürlich die Augen senkte.

„Ihre Entführer werde ich entdecken," entgegnete Don Tadeo, „wer sie auch sein mögen und wenn sie sich auch in die Eingeweide der Erde versteckten."

Trangoil Lanec trat vor.

„Ein Mann ist auf ihrer Fährte," sagte er; „dieser Mann ist Curumilla; er wird sie entdecken."

Ein Strahl der Freude erleuchtete für eine Sekunde das schwarze Auge des Königs der Finsterniß."

„Ha!" murmelte er. „Sehen Sie sich vor, Dona Maria!"

Er hatte sogleich die Urheberin des Raubes errathen, dessen Opfer Dona Rosario geworden war."

„Was denken Sie zu thun?" fragte Don Gregorio wieder.

„Nichts," entgegnete er kalt, „so lange unser Späher nicht zurück ist." Dann zu Valentin tretend, sagte er: „Freund, haben Sie mir weiter Nichts mitzutheilen?"

„Was läßt Sie vermuthen, daß ich Ihnen nicht Alles sagte?" sagte der junge Mann.

„Ach," entgegnete Don Tadeo mit trübem Lächeln, „Sie wissen wohl, Freund, daß wir Hispano-Amerikaner, so gern wir auch civilisirt erscheinen möchten, noch immer Halbbarbaren und als solche gewaltig abergläubisch sind."

„Nun?"

„Nun, unter anderen Albernheiten der Art glauben wir auch an ein Sprichwort. Giebt es nicht irgendwo ein solches, welches sagte, daß ein Unglück nie allein kommt?"

„Halten Sie mich etwa für einen Unglücksvogel, Don Tadeo?" sagte Valentin lebhaft.

„Gott behüte mich davor, mein Freund, nur befragen Sie Ihre Erinnerung, denn ich bin überzeugt, daß ich mich nicht täuschte und daß Sie mir noch irgend Etwas zu sagen haben."

„Sie haben in der That Recht! Ich muß Ihnen noch eine Neuigkeit mittheilen; ob sie aber gut oder schlecht ist, darüber können nur Sie entscheiden."

„Ich wußte wohl, daß es noch Etwas gäbe," sagte Don Tadeo mit trübem Lächeln. „Nun, lassen Sie diese Nachricht hören, mein Freund!"

„Wie Sie wissen, hat der General Bustamente gestern die Verträge mit den araukanischen Häuptlingen erneuert."

„In der That."

„Ich weiß nicht, welcher Ueberläufer, oder welcher Späher sie von Dem in Kenntniß gesetzt hat, was hier vorging; eine Thatsache aber ist es, daß Sie gestern Abend die Niederlage und die Gefangennehmung des Generals erfuhren."

„Sehr gut, fahren Sie fort!"

„Da hat sich ihrer eine Art thörichter Wuth bemächtigt und sie haben einen großen Kriegsrath gehalten."

„Kurz, sie haben die Verträge gebrochen, nicht wahr, mein Freund?"

„Ja."

„Und sie haben wahrscheinlich den Krieg gegen uns beschlossen?"

„Ich vermuthe es. Die vier Toquis haben ihre Axt fortgeworfen und es ist ein oberster Toqui erwählt worden."

„So! So!" sagte Don Tadeo. „Und wissen Sie den Namen dieses obersten Toqui?"

„Ja."

„Er ist —?"

„Antinahuel."

„Ich vermuthete es!" rief Don Tadeo zornig. „Dieser Mensch hat uns betrogen. Er ist ein Schelm, der nur für die Arglist lebt und den sein verzehrender Ehrgeiz, wenn es sein muß, Alles opfern, die theuersten Interessen vergessen und die heiligsten Eide brechen läßt. Dieser Mensch spielte ein doppeltes Spiel; er stellte sich, als wäre er der Anhänger des General Bustamente und ebenso auch bei uns, indem er auf unseren gegenseitigen Untergang die Hoffnung seiner zukünftigen Erhebung stützte. Aber er hat sich zu sehr beeilt, die Maske abzuwerfen! Bei Gott, ich werde ihm eine Züchtigung angedeihen lassen, deren Erinnerung seine Landsleute bewahren sollen und bei der sie noch nach einem Jahrhundert vor Schrecken erbeben müssen."

„Achten Sie auf die Ohren, von denen Sie gehört werden," sagte Don Gregorio und deutete auf den Ulmen, der ihm nachlässig gegenüber stand.

„Was kümmert mich Das?" rief Don Tadeo hastig. „Wenn ich so spreche, geschieht es, weil ich will, daß man mich hören soll. Ich bin ein spanischer Edelmann und was mein Herz denkt, Das sprechen meine Lippen aus. Dem Ulmen steht es frei, seinem Oberhaupte meine Worte zu wiederholen, wenn ihm dies gut dünkt."

„Der große Adler der Weißen ist ungerecht gegen seinen Sohn," antwortete Trangoil Lanec mit trüber Stimme. „Nicht alle Araukaner haben das gleiche Herz. Antinahuel ist für seine Handlungen allein verantwortlich. Trangoil Lanec ist ein Ulmen in seinem Stamme; er weiß, wie man den Versammlungen der Häuptlinge beiwohnen muß und was seine Augen sehen, was seine Ohren hören, vergißt sein Herz und sein Mund wiederholt es nicht. Weshalb richtet mein Vater dièse verletzenden Worte an mich, der ich bereit bin mich zu opfern, um ihm Die zurückzugeben, die er verloren hat?"

„Es ist wahr! Ich bin ungerecht, Häuptling! Ich habe Unrecht gehabt, so zu sprechen, denn Euer Herz ist redlich und Eure Sprache kennt die Lüge nicht. Verzeiht mir und laßt Eure redliche Hand aufrichtig von der meinigen drücken!"

Trangoil Lanec schüttelte warm die Hand, welche Don Tadeo ihm herzlich darreichte.

„Mein Vater ist gut,“ sagte er. „Sein Herz ist in diesem Augenblicke durch das große Unglück verdunkelt, von dem er betroffen wurde. Mein Vater tröste sich; Trangoil Lanec wird ihm das junge Mädchen mit den Azuraugen zurückgeben.“

„Ich danke Euch, Häuptling; ich nehme Euer Anerbieten an und Ihr dürft auf meine Dankbarkeit rechnen.“

„Trangoil Lanec verkauft seine Dienste nicht; er ist bezahlt, wenn seine Freunde glücklich sind.“

„Caramba!“ rief Valentin, indem er kräftig die Hand des Häuptlings schüttelte, „Ihr seid ein wackerer Mann, Trangoil Lanec; ich fühle mich geehrt, Euer Freund zu sein.“

Er wendete sich darauf zu Don Tadeo und sagte:

„Ich werde Ihnen jetzt für einige Zeit Lebewohl sagen und vertraue Ihnen meinen Bruder Luis an.“

„Sie verlassen mich?“ fragte Don Tadeo lebhaft.

„Ja; es muß sein. Ich sehe, daß Ihr Herz ungeachtet der unerhörten Anstrengungen bricht, die Sie machen, um ruhig zu bleiben. Ich weiß nicht, welches Band Sie an das unglückliche Kind fesselt, welches das Opfer eines so abscheulichen Streiches geworden ist; aber ich fühle, daß der Verlust Sie tödtet. Nun wohl, vive Dieu, ich werde sie Ihnen zurück-

bringen, Don Tadeo, oder ich gehe bei dem Versuche unter."

„Don Valentin," rief Don Tadeo gerührt, „was wollen Sie thun? Ihr Vorsatz ist unsinnig; nie werde ich eine solche Aufopferung annehmen."

„Lassen Sie mich gewähren, Caramba! Ich bin ein Pariser, das heißt, eigensinnig wie ein Maulthier, und wenn einmal ein guter oder schlechter Gedanke in mein Gehirn eingedrungen ist, so läßt er sich nicht wieder daraus vertreiben. Das schwöre ich Ihnen. Ich lasse mir nur so viel Zeit, meinen armen Bruder zu umarmen und breche dann augenblicklich auf. Kommt, Häuptling; lasset uns die Spur der Entführer verfolgen!"

„Brechen wir auf!" sagte der Ulmen.

Don Tadeo blieb einen Augenblick regungslos, die Augen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf den jungen Mann gerichtet. In seinem Innern schien ein heftiger Kampf stattzufinden. Endlich trug die Natur den Sieg davon; er brach in ein heftiges Weinen aus, sank dem Franzosen in die Arme und murmelte mit erstickter Stimme:

„Valentin! Valentin! Geben Sie mir meine Tochter zurück!"

Endlich offenbarte der Vater sich ganz.

Der Stoicismus des Staatsmannes hatte sich für immer an dem Vaterherzen gebrochen.

Aber die menschliche Natur hat Grenzen, die sie

nicht überschreiten kann. Durch die moralische Erschütterung, welche Don Tadeo empfangen hatte, die ungeheuren Anstrengungen, die er gemacht hatte, um sie zu verhehlen, waren seine Kräfte vollständig aufgerieben, und er schlug wie eine stolze Eiche, die der Blitz getroffen hat, auf die Steinplatten des Gemaches nieder.

Er war ohnmächtig.

Valentin betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdrucke des Mitleides und des Schmerzes.

„Armer Vater," sagte er, „fasse Muth! Dein Kind wird Dir zurückgegeben werden!"

Dann verließ er mit großen Schritten das Gemach, begleitet von Trangoil Lanec, während Don Gregorio, neben seinem Freunde niederknieeend, demselben die eifrigste Sorgfalt angedeihen ließ, um ihn in das Leben zurückzurufen.

XVI.

Curumilla.

Um dem Leser das wunderbare Verschwinden der Dona Rosario gehörig zu erklären, müssen wir einige

Schritte zurückthun und Curumilla in dem Augenblicke wieder aufsuchen, als er sich nach seiner Unterredung mit Trangoil Lanec wie ein guter Spürhund aufmachte, die Spur der Entführer des jungen Mädchens zu verfolgen.

Curumilla war ein Krieger, der wegen seiner Klugheit und Weisheit in den Rathsversammlungen in eben so hohem Rufe stand, als wegen seines Muthes im Kampfe.

Als er über den Fluß gesetzt war, überließ er den Händen eines Peonen, der ihn bis hierher begleitet hatte, sein Pferd, das ihm jetzt nicht nur nutzlos wurde, sondern das ihm sogar hätte nachtheilig werden können, indem es durch den dröhnenden Klang seiner Hufschläge auf dem Boden seine Gegenwart verrieth.

Die Indianer sind vorzügliche Reiter, aber ganz besonders zeichnen sie sich als unermüdliche Fußgänger aus. Die Natur hat sie mit einer unerhörten Kraft der Beinmuskeln begabt; sie besitzen im höchsten Grade die Kenntniß des gymnastischen, gleichmäßigen und elastischen Schrittes, welcher seit einiger Zeit in Europa, und namentlich in Frankreich, bei den Truppen eingeführt ist.

Mit unglaublicher Schnelligkeit legen sie Strecken zurück, die dem flüchtigsten Reiter kaum möglich wären, indem sie stets die grade Linie, so zu sagen den Vogelflug, verfolgen. Ohne auf die zahllosen Schwierig=

keiten zu achten, die sich ihnen entgegenstellen, ist kein Hinderniß groß genug, sie in ihrem Laufe zu hemmen.

Diese Eigenschaft, welche sie allein besitzen, macht sie besonders furchtbar für die Hispano-Amerikaner, welche diese Leichtigkeit der Fortbewegung nicht zu erreichen vermögen und die daher in Kriegszeiten ihre Feinde oft vor sich erblicken, wenn sie es am wenigsten erwarten und das zwar in Entfernungen, wo sie sie durchaus nicht vermuthen und an Orten, an denen sie logischerweise eigentlich nicht sein könnten.

Nachdem Curumilla aufmerksam die von den Entführern hinterlassenen Spuren betrachtet hatte, errieth er auf den ersten Blick die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, sowie den Ort, wohin sie sich begaben.

Er machte sich nicht das Vergnügen, ihnen zu folgen, weil er dadurch viel Zeit verloren hätte. Im Gegentheil beschloß er, ihnen den Weg abzuschneiden und sie an einem Orte zu erwarten, wo sie vorüberkommen mußten und an dem es leicht war, sie zu zählen und vielleicht sogar, das junge Mädchen zu befreien.

Als der Ulmen diesen Entschluß gefaßt hatte, trat er seinen Weg an.

Mehrere Stunden ging er, ohne auszuruhen, Auge und Ohr auf der Hut, indem er die Dunkelheit durchforschte und geduldig die Töne der Wüste belauschte.

Diese Töne, welche für uns Weiße todte Buch-

staben sind, haben jeder für die Indianer, daran gewöhnt, sie zu befragen, eine besondere Bedeutung, in deren Auslegung sie sich nie täuschen. Sie zergliedern dieselben und erfahren durch dieses Mittel oft Dinge, welche ihnen zu verbergen für ihre Feinde von der größten Wichtigkeit ist.

So unerklärlich Dies auf den ersten Blick erscheinen mag, so einfach ist es gleichwohl.

Es giebt in der Wüste kein Geräusch ohne Ursache.

Der Flug der Vögel, das Vorüberlaufen eines wilden Thieres, das Rascheln der Blätter, das Rollen eines Steines in einen Abgrund, das Wogen des hohen Grases, das Knarren der Aeste in dem Gebüsch sind für den Indianer eben so viele wichtige Anzeichen.

An einem ihm wohlbekannten Orte legte Curumilla sich flach auf den Bauch hinter einem Steinblocke nieder und verschmolz so regungslos mit den Pflanzen und dem Gebüsch am Raume der Straße.

So blieb er über eine Stunde liegen, ohne die geringste Bewegung zu machen.

Wer ihn bemerkt hätte, würde ihn für eine Leiche gehalten haben.

Das scharfe Gehör des Indianers, welches stets auf der Lauer war, vernahm endlich in der Ferne den dumpfen Ton von den Hufen der Maulthiere und Pferde, welche gegen die Steine stießen, die auf dem trocknen und klingenden Boden in ihrem Wege lagen. Dieses Geräusch näherte sich mehr und mehr und bald bemerkte

der Ulmen zwei Lanzenlängen von dem Felsblocke entfernt, hinter dem er lag, einige zwanzig Reiter, welche langsam des Weges zogen.

Die Entführer, welche sich durch ihre Anzahl beruhigt fühlten und sich überdies gegen jede Gefahr geschützt glaubten, marschirten in der vollsten Sicherheit.

Der Indianer erhob leise den Kopf, stützte sich auf die Hände, folgte ihnen begierig mit den Blicken und wartete.

Sie zogen vorüber, ohne ihn zu bemerken.

Einige Schritt hinter dem Trupp folgte ein einzelner Reiter, sich nachlässig dem langsamen, abgemessenen Schritte seines Pferdes hingebend. Sein Kopf sank zuweilen auf die Brust herab und seine Hand hielt kaum noch die Zügel.

Offenbar schlummerte dieser Mensch auf seinem Thiere.

Ein plötzlicher Gedanke fuhr wie ein Blitz durch das Gehirn Curumillas.

Sich emporhebend strengte er seine eisernen Sprunggelenke mit aller Gewalt an und mit einem Satze wie ein Tieger sprang er hinter diesem Reiter auf die Croupe.

Ehe derselbe noch, durch den plötzlichen Angriff überrascht, so viel Zeit gewann, einen Schrei auszustoßen, preßte er ihm die Gurgel so fest zusammen, daß er ihn für den Augenblick außer Stand setzte, nach Hülfe zu rufen.

Im Nu war der Reiter zu Boden geworfen und geknebelt; dann bemächtigte sich Curumilla seines Pferdes, band es an einem Gebüsche fest und kehrte zu seinem Gefangenen zurück.

Mit dem stoischen und geringschätzenden Muthe, welcher den Ureinwohnern Amerika's eigenthümlich ist, versuchte der Gefangene, sobald er sich besiegt sah, keinen nutzlosen Widerstand. Er sah seinen Sieger mit einem Lächeln der Verachtung an und wartete darauf, daß er das Wort zuerst an ihn richte.

„Ha," sagte Curumilla, der ihn erkannte, indem er sich über ihn beugte, „Joan!"

„Curumilla!" antwortete Jener.

„Hm!" murmelte der Ulmen bei sich, „ich hätte lieber gesehen, daß es ein Anderer gewesen wäre. — Was macht mein Bruder auf dieser Straße?" fragte er dann laut.

„Was kümmert Das meinen Bruder?" sagte der Indianer, eine durch eine Frage andere beantwortend.

„Laß uns keine kostbare Zeit verlieren," sagte der Häuptling, indem er sein Messer zog. „Mein Bruder spreche!"

Joan erbebte; ein Frösteln des Schreckens durchrieselte seine Glieder beim Anblick des bläulichen Scheines, den die lange, spitze Klinge des Messers verbreitete.

„Der Häuptling frage!" sagte er mit erstickter Stimme.

„Wohin ging mein Bruder?"

„Nach der Tolderia San=Miguel."

„Gut! Und weshalb ging mein Bruder dorthin?"

„Um in die Hände der Schwester des großen Toqui ein Mädchen zu übergeben, das wir diesen Morgen bei einer Malocca gefangen nahmen."

„Wer hat Euch diesen Raub befohlen?"

„Die, zu der wir wollen."

„Wer führte die Malocca?"

„Ich."

„Gut! Wo erwartet diese Frau ihre Gefangenen?"

„Ich habe es dem Häuptlinge gesagt: In der Tolderia San=Miguel.

„In welcher Casa?"

„In der letzten, der, welche von den übrigen etwas getrennt liegt."

„Gut! Mein Bruder wechsele den Pancho und den Hut mit mir."

Der Indianer gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen.

Als der Tausch vollzogen war, fuhr Curumilla fort:

„Ich könnte meinen Bruder tödten; die Klugheit forderte sogar, daß ich es thäte, aber das Mitleid ist in mein Herz eingezogen. Joan hat Weiber und Kinder; er ist einer der tapfersten Krieger seines Stammes; wenn ich ihm das Leben lasse, wird er sich mir dann dankbar beweisen?"

Der Indianer hatte geglaubt, sterben zu müssen.

Diese Worte gaben ihm die Hoffnung zurück. Er war im Grunde kein böser Mensch; der Ulmen kannte ihn genau und wußte, daß er auf sein Versprechen bauen dürfe.

„Mein Vater hält mein Leben in seiner Hand," antwortete Joan; „wenn er es nicht nimmt, bleibe ich sein Schuldner und werde mich auf ein Zeichen von ihm tödten lassen."

„Sehr gut!" sagte Curumilla, indem er sein Messer wieder in den Gürtel steckte. „Mein Bruder kann aufstehen; ein Häuptling hat sein Wort."

Der Indianer sprang empor und küßte inbrünstig die Hand des Mannes, der ihn verschonte.

„Was befiehlt mein Vater?" sagte er.

„Mein Bruder wird sich in aller Eile nach der Tolderia der Huinkas begeben, die sie Valdivia nennen. Er wird Don Tadeo aufsuchen, den großen Adler der Weißen, und ihm Das erzählen, was zwischen uns vorgefallen ist, indem er hinzufügt, daß ich die Gefangene retten oder sterben werde."

„Ist das Alles?"

„Ja. Wenn der große Adler der Dienste meines Bruders bedarf, wird er sich ohne Besinnen zu dessen Verfügung stellen. Pillian, geleite meinen Bruder und er erinnere sich daran, daß ich sein Leben nicht nehmen wollte, das mir gehörte!"

„Joan wird sich Dessen erinnern!" sagte der Indianer.

Auf ein Zeichen Curumilla's duckte er sich in dem hohen Grase nieder, kroch wie eine Schlange fort und verschwand in der Richtung nach Valdivia.

Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, schwang der Häuptling sich in den Sattel, drückte seinem Pferde die Sporen ein und hatte bald den Trupp der Entführer erreicht, der ruhig weiter geritten war und keine Ahnung von der vorgefallenen Vertauschung der Personen hatte.

Es war Curumilla, der das junge Mädchen nach der Hütte trug und demselben in das Ohr flüsterte:

„Hoffnung und Muth!"

Diese drei Worte, welche ihr die Versicherung gaben, daß ein Freund über sie wache, hatten ihr die nöthigen Kräfte zu dem Kampfe verliehen, von dem sie bedroht wurde.

Nach der ungelegenen Ankunft Antinahuel's, als Curumilla auf den Befehl Dona Maria's die Gefangene fortführte, hatte er sie nicht nach dem Cuarto gebracht, in welchem sie früher wartete, sondern ihr einen Poncho über die Schultern geworfen, um sie unkenntlich zu machen.

„Folgt mir!" sagte er mit leiser Stimme. „Geht dreist! Ich will versuchen, Euch zu retten."

Das junge Mädchen zögerte. Sie fürchtete eine Schlinge.

Der Ulmen errieth sie.

„Ich bin Curumilla," sagte er rasch, „einer von

den Ulmenes, die den beiden Franzosen, den Freunden Don Tadeo's ergeben sind."

Dona Rosario erbebte unmerklich.

„Geht voran!" sagte sie mit fester Stimme. „Ich folge Euch, was auch geschehen möge!"

Er verließ die Hütte.

Die hier und dort vertheilten Indianer bemerkten sie nicht; sie plauderten miteinander von den Ereignissen des Tages.

Die beiden Flüchtlinge gingen zehn Minuten mit einander, ohne ein Wort zu wechseln.

Bald verschwand das Dorf in der Dunkelheit.

Curumilla blieb stehen.

Zwei gesattelte und gezäumte Pferde standen hinter einem Cactus=Dickicht.

„Fühlt meine Schwester sich kräftig genug, um zu Pferde einen angestrengten Ritt zu machen?" sagte er.

„Um meinen Verfolgern zu entrinnen, fühle ich zu Allem die Kraft," entgegnete sie mit bebender Stimme.

„Gut!" sagte Curumilla; „meine Schwester ist muthig. Ihr Gott wird ihr beistehen."

„Auf ihn allein setze ich meine Hoffnung," seufzte sie.

„Zu Pferde denn, und vorwärts, die Minuten sind Jahrhunderte!"

Sie schwangen sich in den Sattel und ließen ihren Pferden den Zügel; mit der größten Schnelligkeit flogen die Thiere davon, ohne daß ihre Hufschläge das geringste Geräusch hervorriefen.

Curumilla hatte die Füße der Pferde mit Schaaffellen umwickelt.

Das junge Mädchen konnte einen Seufzer über das Glück nicht unterdrücken, als sie sich frei und unter dem Schutze eines ergebenen Freundes fühlte.

Die Flüchtlinge sprengten mit verhängten Zügeln in einer Richtung davon, welche der gerade entgegenlag, die sie hätten verfolgen müssen, um nach Valdivia zurückzukehren.

Die Klugheit verlangte, jetzt noch nicht einen Weg einzuschlagen, auf dem man sie aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst suchen würde.

XVII.

In dem Cabildo.

Nach der Entfernung Valentins und Trangoil Lanecs hatte Don Gregorio Peralta seinem Freunde die größte Sorgfalt gewidmet.

Don Tadeo besaß von Natur eine ungewöhnliche Festigkeit. Einen Augenblick durch eine fürchterliche

Aufregung überwältigt, welche alle menschliche Kräfte überstieg, war er doch bald wieder zu sich gekommen.

Als er die Augen öffnete, warf er einen verzweiflungsvollen Blick umher. Dann erwachte die Erinnerung in ihm; er ließ betrübt den Kopf in seine Hände niedersinken und gab sich einige Minuten lang seinem Schmerze hin.

Sobald Don Gregorio gesehen hatte, daß seine Sorgfalt nicht mehr erforderlich sei, erkannte er mit jenem Tacte, der höherbegabten Menschen angeboren ist, daß dieser ungeheuere Schmerz der vollständigsten Einsamkeit bedurfte und hatte sich zurückgezogen, ohne daß sein Freund seine Entfernung bemerkte.

Man sagt und wiederholt bis zum Ueberdruß, daß Thränen erleichtern, daß sie wohl thun. Das mag bei den Frauen wahr sein, den schwachen und eindrucksfähigen Naturen, deren Schmerz häufig mit den Thränen entflieht und die ganz verwundert sind, sich getröstet zu finden, sobald ihre Thränen getrocknet sind.

Aber wenn Thränen den Frauen gut thun, was wir gern zugeben, so behaupten wir dagegen, daß die Männer darunter entsetzlich leiden.

Die Thränen sind bei dem Manne der Ausdruck der Ohnmacht, der Unmöglichkeit, an welcher der unbeugsamste Wille bricht, wie ein schwacher Strohhalm.

Der kräftige Mann, der sich dahin gebracht sieht, zu weinen, bekennt sich als besiegt; er erliegt dem Gewichte des Unglücks; es wird ihm unmöglich, den Kampf

länger zu bestehen. Die Thränen, die er vergießt, fallen daher Tropfen für Tropfen auf sein Herz und brennen es wie geschmolzenes Blei.

Das Weinen ist die entsetzlichste Marter, zu der ein Mann von Herz und Geist verdammt werden kann!

Don Tadeo weinte.

Don Tadeo, dieser König der Finsterniß, welcher hundert Male dem Tode lächelnd in das Gesicht gesehen hatte — welcher nur durch ein Wunder lebte!

Er, dessen eiserner Wille so schnell Alles zertrümmert hatte, was sich der Ausführung seiner Pläne entgegensetzte. Er, der mit einem Worte, einer Handbewegung, einem Stirnrunzeln, Tausende von Menschen unter seinen Willen gebeugt hatte.

Dieser Mann weinte!

Da saß er, schwach und unthätig, ohne Kraft und ohne Muth, weinend wie ein Kind!

Er stieß ein Gebrüll aus, wie ein wildes Thier und seine Brust drohte dadurch zu zerspringen, daß er gezwungen war, endlich anzuerkennen, es gäbe nur einen höchsten Willen in der Welt, eine einzige Macht, die Gottes!

Aber Don Tadeo war nicht einer jener Männer, die der Schmerz, wie gewaltig er auch, längere Zeit niederbeugen kann. Voll Wuth seine geballten Fäuste über die fieberhaft brennenden Augen pressend, richtete er sich stolz und furchtbar in die Höhe.

„Ha! Noch ist nicht Alles zu Ende!“ rief er aus.

Dann mit der Hand über die Stirne fahrend, die mit kaltem Schweiß bedeckt war, fügte er hinzu:

„Muth! Ich habe ein Volk zu retten, ehe ich an meine Tochter denken darf! Die Pflichten des Familienvaters müssen denen des Staatsmannes nachstehen. — Ich will mein Geschäft als Dictator fortführen.“

Er klatschte in die Hände.

Don Gregorio trat ein.

Mit einem Blicke erkannte er die Verheerungen, welche der Schmerz in der Seele seines Freundes angerichtet, aber er sah auch, daß der König der Finsterniß über den Vater gesiegt hatte.

Es war ungefähr sieben Uhr Morgens.

Bittsteller erfüllten bereits alle Säle des Cabildo.

„Welche Absichten haben Sie in Beziehung auf den General Bustamente?“ fragte Don Gregorio.

Don Tadeo war ruhig, kalt, theilnahmlos; jede Spur der Aufregung war aus seinem Gesichte verschwunden, welches weiß und starr war, wie Marmor.

Neben einem Tische sitzend, auf den er gedankenlos mit einem Papiermesser schlug, hörte er diese Frage mit dem nachdenkenden Wesen eines Menschen an, den sehr ernste Betrachtungen beschäftigen.

„Mein Freund,“ entgegnete er, „wir haben gestern durch ein Mittel, das ich beklage, weil es vielen Menschen das Leben kostete, die Freiheit unseres Vaterlandes gerettet, die auf dem Punkte stand, unterzugehen, und

den Bestand der Regierungsform gesichert. Wenn ich aber mit Ihrer Hülfe und der aller Patrioten, die so tapfer an unserer Seite kämpften, für immer Don Pancho Bustamente gestürzt und seine ehrgeizigen Pläne vernichtet habe, so nahm ich doch nicht seine Stelle ein. Wenn ich Das thäte, wäre ich meinerseits ein Verräther und das Land wäre nur der einen Gefahr entronnen, um in eine andere, nicht minder große zu stürzen."

„Sie sind der einzige Mann, welcher — "

„Sagen Sie Das nicht," unterbrach ihn lebhaft Don Tadeo. „Ich erkenne mir nicht das Recht zu, meinen Landsleuten Begriffe und Ansichten aufzuzwingen, die sehr gut sein können, die ich selbst wenigstens dafür halte, die aber vielleicht nicht die ihrigen sind. Der uns in Knechtschaft stürzen wollte, ist gestürzt; seine Tyrannei lastet nicht mehr auf uns; meine Rolle ist zu Ende. Ich muß dem Volke, dessen bescheidenes Mitglied zu sein ich mich geehrt fühlte, das Recht überlassen, aus freier Wahl zu bestimmen, wer in Zukunft über sein Wohl wachen und die Regierung leiten soll."

„Wer sagt Ihnen, mein Freund, daß nicht Sie dieser Mann sein werden?"

„Ich!" entgegnete Don Tadeo mit fester Stimme.

Don Gregorio machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Das wundert Sie, nicht wahr, mein Freund? Aber es ist nun einmal so! Gestern habe ich nach allen Richtungen Eilboten abgesendet, damit Niemand

meine Absichten mißverstehen könne. Ich strebe nur danach, die Gewalt niederzulegen, die für meine ermüdete Hand eine zu schwere Last ist, und in das Privatleben zurückzukehren, das ich vielleicht nie hätte verlassen sollen," schloß er mit einem trüben Lächeln.

„Ach, sprechen Sie nicht so, Don Tadeo!" rief lebhaft Don Gregorio. „Sie haben für immer die Dankbarkeit des Volkes errungen."

„Das Alles ist Dampf, mein Freund!" entgegnete Don Tadeo ironisch. „Wissen Sie, ob das Volk mit dem zufrieden ist, was ich gethan habe? Was bewies Ihnen, daß es nicht die Sclaverei vorziehen würde? Das Volk, mein Freund, ist ein großes Kind, welches man stets durch Worte gelenkt hat, und daß immer nur Lob für seine Unterdrücker, Bildsäulen für seine Tyrannen hatte! — Genug! Mein Entschluß ist gefaßt, und Nichts kann ihn erschüttern."

„Aber" — wollte Don Gregorio sagen.

Don Tadeo hielt ihn durch eine Handbewegung zurück.

„Noch ein Wort!" sagte er. „Um Staatsmann zu sein, mein Freund, muß man allein die Bahn verfolgen, die man sich vorgezeichnet hat, und weder Kinder, noch Verwandte, noch Freunde haben, die Menschen nur als die Figuren eines großen Schachbretes betrachten; endlich darf man dann nicht zugeben, sein Herz klopfen zu fühlen, sonst tritt ein Augenblick ein, wo man, sei es aus Ermüdung, sei es aus einem an=

deren Grunde, selbst gegen seinen Willen auf die Schläge des Herzens achtet und dann ist man verloren. Der, welcher die Gewalt ausübt, darf nichts Menschliches haben, als den Schein."

„Was wollen Sie thun?"

„Zunächst den General Bustamente nach Santiago schicken. Obgleich er den Tod verdient hat, will ich dennoch die Verantwortlichkeit seiner Verurtheilung nicht auf mich nehmen. Es ist gestern schon genug Blut auf meinen Befehl vergossen worden; er soll daher morgen mit dem General Cornejo und dem Senator Sandias aufbrechen. Diese beiden Leute werden ihn nicht entrinnen lassen, sie haben ein zu großes Interesse bei seinem Schweigen. Uebrigens soll er hinreichend escortirt werden, um gegen einen Handstreich gesichert zu sein, wenn seine Anhänger versuchen sollten, ihn zu befreien — was ich übrigens nicht glaube."

„Ihre Befehle sollen pünktlich befolgt werden."

„Es sind die letzten, die Sie von mir empfangen werden, mein Freund."

„Weshalb?"

„Weil ich noch heute die Gewalt in Ihre Hände niederlegen werde."

„Aber — mein Freund!"

„Kein Wort weiter, darum bitte ich Sie; ich habe es so beschlossen. Jetzt begleiten Sie mich zu dem armen jungen Franzosen, der auf Gefahr seines

Lebens meine unglückliche Tochter so edelmüthig vertheidigt hat."

Don Gregorio folgte ihm ohne zu antworten.

Der Graf von Prébois=Crancé war nach den Weisungen Don Gregorio's in ein Zimmer gebracht worden, wo man ihm die größte Sorgfalt bewiesen hatte.

Sein Zustand war höchst befriedigend; außer einer großen Schwäche befand er sich viel besser.

Der Besuch Don Tadeo's machte ihm Vergnügen.

Trangoil Lanec hatte sich nicht getäuscht; durch einen wunderbaren Zufall hatten die Dolche nur sein Fleisch geritzt; der Blutverlust allein verursachte die Schwäche, die der junge Mann empfand, dessen Wunden sich schon zu schließen begannen und der spätestens binnen zwei oder drei Tagen zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurückkehren konnte.

In Folge einer Art von Prahlerei, die ein Wenig in seinem Character lag, lag Ludwig, ganz angekleidet, in einem großen Armsessel und las, als Don Tadeo und Don Gregorio bei ihm eintraten.

Don Tadeo trat rasch auf ihn zu, ergriff seine Hand, schüttelte sie herzlich und sagte voll Innigkeit:

„Mein Freund, Gott hat Sie und Ihren Gefährten auf meinen Weg geworfen. Ich kenne Sie kaum seit einigen Monaten und schon habe ich gegen Sie Beide, besonders aber gegen Sie, jene heiligen Verpflichtungen, deren gänzliche Erfüllung nie möglich ist."

Bei diesen freundschaftlichen Worten strahlte das Auge des jungen Mannes; ein freundliches Lächeln trat auf seine Lippen und eine leise Röthe färbte seine Wangen.

„Weshalb wollen Sie einen so hohen Werth auf das Wenige legen, was ich zu thun vermochte, Don Tadeo?“ sagte er. „Ach, ich hätte gern mein Leben geopfert, um Ihnen Dona Rosario erhalten zu können.“

„Wir werden sie wiederfinden!“ entgegnete Don Tadeo zuversichtlich.

„Ach!“ rief der junge Mann aus, „wenn ich ein Pferd besteigen könnte, würde ich schon auf ihrer Spur sein.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und ein Peon sagte Don Tadeo mit leiser Stimme einige Worte.

„Er komme! Er komme!“ rief Don Tadeo hastig; und sich gegen Ludwig wendend, der ihn verwundert ansah, sagte er: „Wir werden Nachrichten erhalten!“

Ein Indianer trat ein.

Dieser Indianer war Joan, der Mann, den Curumilla nicht hatte tödten wollen.

XVIII.

Joan.

Die schmuzigen Kleider, welche den Körper des Indianers bedeckten, waren mit Koth besudelt und von Dornen und Wurzeln zerrissen.

Man erkannte, daß er in eiligem Laufe einen abscheulichen Weg zurückgelegt haben mußte.

Er grüßte die Personen, in deren Gegenwart er sich erblickte, mit bescheidener Würde, kreuzte die Arme über der Brust und erwartete ruhig, daß man ihn befrage.

„Mein Bruder gehört dem tapferen Stamme der schwarzen Schlangen an?" fragte Don Tadeo.

Der Indianer nickte bejahend mit dem Kopfe.

Don Tadeo kannte die Indianer. Er hatte lange unter ihnen gelebt und wußte, daß sie nur sprechen, wenn es sein muß. Diese Schweigsamkeit wunderte ihn daher nicht.

„Wie nennt sich mein Bruder?" fragte er weiter.

Der Indianer erhob stolz den Kopf.

„Joan!" sagte er. „Zum Andenken an einen tapferen Krieger der Bleichgesichter, der so hieß, und den ich in einer Malocca getödtet habe."

„Gut!" sagte Don Tadeo mit trübem Lächeln. „Mein Bruder ist ein in seinem Stamme berühmter Häuptling."

Joan lächelte stolz.

„Mein Bruder kommt ohne Zweifel aus seinem Dorfe, hat mit den Bleichgesichtern zu verhandeln und will nun von mir verlangen, daß ich gleiche Gerechtigkeit gegen ihn übe und gegen Die, mit denen er zu thun hat?"

„Mein Vater täuscht sich," antwortete der Indianer kurz. „Joan ist kein Huiliche; er ist ein Puelche-Krieger, wie mein Vater weiß. Joan fordert keines Menschen Beistand. Wenn er beleidigt wird, rächt ihn seine Lanze."

Don Gregorio und Ludwig folgten voll Neugier dieser Unterhaltung, von der sie kein Wort begriffen, denn sie erriethen noch nicht, wohin Don Tadeo zielte.

„Mein Bruder entschuldige mich," sagte er. „Er muß aber dennoch einen Grund haben, weshalb er vor mir erscheint."

„Ich habe einen," sagte der Indianer.

„So erkläre sich mein Bruder."

„Ich antworte auf die Fragen meines Vaters!" sagte Joan, sich verbeugend.

So sind die Araukaner. Wie wichtig auch die Sendung sein mag, die sie übernommen haben und selbst wenn eine Zögerung den Tod eines Menschen zur Folge haben sollte, entschließen sie sich niemals, deutlich zu sprechen, und diese Sendung vollständig auszuführen, wenn nicht Der, welcher sie befragt, durch

seine Geschicklichkeit dahin gelangt, Alles von ihnen zu erforschen.

Joan wünschte in der That Nichts so sehr, als Alles zu sagen; er hatte sich auf das Höchste beeilt, um sobald als möglich anzufangen, aber Dessen ungeachtet ließ er sich jedes einzelne Wort nur wie mit Widerstreben herauslocken.

Diese Thatsache kann seltsam und unerklärlich erscheinen. Dennoch ist sie durchaus wahr. Wir sind davon selbst unzählige Male während unseres halbgezwungenen Aufenthaltes in Araukanien Zeuge und Opfer gewesen.

Don Tadeo kannte den Mann, mit dem er es zu thun hatte.

Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß dieser Mensch der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht sei. Er ließ sich daher nicht abschrecken, sondern fuhr fort zu fragen:

„Wo kommt mein Bruder her?“

„Aus der Tolderia San-Miguel.“

„Es ist weit von dort bis hier; ist mein Bruder schon vor längerer Zeit aufgebrochen?“

„Der Mond verschwand hinter den Gipfeln der hohen Berge und das südliche Kreuz allein verbreitete sein glänzendes Licht über die Erde, als Joan seine Reise antrat, um sich zu seinem Vater zu begeben.“

Es waren fast achtzehn Stunden von dem Dorfe San-Miguel bis nach Valdivia.

Don Tadeo staunte über eine so große Schnelligkeit. Diese bestärkte ihn nur um so mehr in der Meinung, daß der Indianer Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit zu überbringen habe.

Er nahm von einem Tische ein Glas, füllte es bis zum Rande mit Aguardiente de Pisco, reichte es dem Boten und sagte dazu mit freundschaftlichem Tone:

„Mein Bruder trinke diesen Becher Feuerwasser! Es ist wahrscheinlich der Staub des Weges, der an seiner Kehle klebt, und ihn hindert, so leicht zu sprechen, als er es möchte. Wenn er getrunken hat, wird seine Zunge beweglicher sein."

Der Indianer lächelte; sein Auge funkelte vor Begier. Er nahm das Glas und leerte es mit einem Zuge.

„Gut!" sagte er, indem er mit der Zunge schnalzte und das Glas auf den Tisch setzte. „Mein Vater ist gastfreundlich. Er ist in der That der große Adler der Weißen."

„Mein Bruder kommt im Auftrage von dem Häuptlinge seines Stammes?" fragte Don Tadeo, der sein Ziel nicht aus dem Auge verlor.

„Nein," entgegnete Joan; „es ist Curumilla, der mich sendet.

„Curumilla!" riefen zugleich die drei Männer mit einem unwillkürlichen Beben.

Don Tadeo athmete auf. Er war auf der richtigen Spur.

„Curumilla ist mein Penni;“ sagte er. „Es ist ihm doch nichts Böses widerfahren?“

„Hier ist sein Poncho und sein Hut!“ entgegnete Joan.

„Himmel!“ rief Ludwig. „Er ist todt!“

„Nein,“ sagte Joan. „Curumilla ist ein Ulmen. Er ist tapfer und edel. Joan hatte die bleiche Jungfrau mit den Azuraugen entführt; Curumilla konnte Joan tödten; er hat es nicht gethan; er zog es vor, ihn sich zum Freunde zu machen.

Die Weißen hörten voll Spannung diese Worte an; ungeachtet ihrer Dunkelheit waren sie doch deutlich genug, um ihnen begreiflich zu machen, daß der indianische Häuptling auf der Spur der Entführer sei.

„Curumilla ist gut,“ antwortete Don Tadeo; „sein Herz ist groß und seine Seele ist nicht grausam.“

„Joan war der Führer Derer, welche das junge, weiße Mädchen entführt haben. Curumilla hat die Kleider mit ihm gewechselt,“ entgegnete salbungsvoll der Indianer, „und er sagte zu Joan: Geh, suche den großen Adler der Weißen auf und sage ihm, daß Curumilla die Jungfrau retten oder sterben wird. Joan ist gekommen, ohne anzuhalten, obgleich der Weg weit war.“

„Mein Bruder hat recht gehandelt,“ sagte Don Tadeo, indem er kräftig die Hand des Indianers schüttelte, dessen Gesicht voll Freude strahlte.

„Mein Vater ist zufrieden?“ sagte er. „Desto besser.“

„Und ist mein Bruder für die Entführung des bleichen, jungen Mädchens gut bezahlt worden?" fragte Don Tadeo.

Der Indianer lächelte.

„Die große Reiterin mit den schwarzen Augen ist freigebig," sagte er.

„Ha, ich wußte es!" rief Don Tadeo. „Immer dieses Weib! Immer dieser Dämon! Ha, Dona Maria, wir haben eine furchtbare Rechnung mit einander zu ordnen!"

Er wußte endlich, was zu erfahren ihm so wichtig war.

Ludwig stand mühsam von dem Armstuhle auf, und sich leise Don Tadeo nähernd, sagte er mit vor Rührung bebender Stimme:

„Freund, wir müssen Dona Rosario retten!"

„Ich danke für Ihre Ergebenheit," antwortete Don Tadeo; „ich danke Ihnen, mein Freund, aber ach, Sie sind schwach, verwundet, beinahe sterbend!"

„Was thut Das!" rief der junge Mann eifrig. „Müßte ich bei der Aufgabe sterben, schwöre ich Ihnen doch, bei der Ehre meines Namens, Don Tadeo von Leon, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis Dona Rosario frei und wieder bei Ihnen ist."

Don Tadeo nöthigte ihn, sich wieder zu setzen.

„Mein Freund," sagte er, „drei treuergebene Männer verfolgen bereits die Entführer meiner Tochter."

„Ihrer Tochter?" sagte Ludwig mit Verwunderung, in welche sich Vergnügen mischte.

„Ach ja, mein Freund, meiner Tochter! Weshalb sollte ich vor Ihnen Geheimnisse haben? Dieser Engel mit den blauen Augen, den Sie schon zwei Mal zu retten versuchten, ist meine Tochter, das einzige Glück, die einzige Freude, die mir auf Erden bleibt!"

„Oh, wir werden sie wiederfinden! Es muß sein!" sagte Ludwig heftig.

Bei der Aufregung, die Don Tadeo selbst empfand, bemerkte er den leidenschaftlichen Ton des Grafen nicht.

Dieser hatte sich erhoben; ungeachtet der Schmerzen, die er empfand, schien er plötzlich seine ganzen Kräfte wieder gewonnen zu haben.

„Mein Freund," fuhr Don Tadeo, „die drei Männer, von denen ich sprach, suchen in diesem Augenblick das arme Kind zu befreien. Kreuzen wir ihre Pläne nicht; wir könnten ihnen dadurch vielleicht nur schaden. Wie schwer es mir auch wird, muß ich dennoch warten."

Ludwig machte eine Bewegung.

„Ja, ich begreife, daß diese Unthätigkeit Ihnen lästig wird. Glauben Sie, daß sie mein Vaterherz nicht schwer bedrückt? Don Luis, ich erdulde grausame Martern; Alles zerreißt in mir bei dem fürchterlichen Gedanken an die entsetzliche Lage, in welcher sich Die befindet, die mir so theuer ist; aber ich fühle, daß die Versuche, die ich jetzt machen könnte, für ihr Wohl eher schädlich, als nützlich sein könnten und indem ich blutige

Thränen vergieße, ergebe ich mich darein, nicht den geringsten Schritt zu unternehmen."

„Das ist wahr," gestand der Verwundete. „Wir müssen warten! Warten, mein Gott! Wenn sie leidet, wenn sie vielleicht nach uns ruft! Ach, das ist entsetzlich! Armer Vater! Arme Tochter!"

„Ja," sagte Don Tadeo matt, „beklagen Sie mich, mein Freund! Beklagen Sie mich!".

„Indeß," fuhr der Franzose fort, „diese Unthätigkeit kann nicht von Dauer sein. Wie Sie sehen, bin ich kräftig; ich kann gehen und bin überzeugt, daß ich mich leicht werde auf dem Pferde erhalten können."

Don Tadeo lächelte.

„Sie sind ein Held, was das Herz und die Ergebenheit betrifft, mein Freund; ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Sie geben mir den Muth zurück, und machen mich zu einem beinahe eben so entschlossenen Manne, wie Sie selbst sind."

„Desto besser, wenn Sie wieder Hoffnung fassen," entgegnete Ludwig, welcher bei den Worten seines Freundes erröthet war.

Don Tadeo wendete sich zu Joan.

„Mein Bruder bleibt?" sagte er.

„Ich stehe meinem Vater zu Befehle!" entgegnete Joan.

„Kann ich meinem Bruder vertrauen?"

„Joan hat nur ein Herz und ein Leben; beide gehören den Freunden Curumilla's."

„Mein Bruder hat wohl gesprochen; ich werde dankbar gegen ihn sein.“

Der Indianer verneigte sich.

„Mein Bruder kehre mit der dritten Sonne zurück, um uns auf die Spur Curumilla's zu führen.“

„Mit der dritten Sonne wird Joan bereit sein.“

Und der Indianer grüßte voll Würde die drei Männer und entfernte sich, um einige Stunden der Ruhe zu genießen, die ihm nach dem angestrengten Marsche, den er gemacht hatte, unentbehrlich war.

„Don Gregorio,“ nahm der Dictator wieder das Wort, indem er sich zu seinem Stellvertreter wendete, „Sie werden den General Bustamente erst in drei Tagen nach Santiago schicken. Ich werde da, wo die Straße von San-Miguel einmündet, mich der Eskorte anschließen. Diese drei Tage sind Ihnen unerläßlich,“ sagte er lächelnd zu Ludwig. „Wir wissen nicht, welche Mühseligkeiten und Gefahren, unserer auf der Reise warten, die wir unternehmen wollen, und Sie müssen im Stande sein, sie zu ertragen.“

„Noch drei Jahrhunderte des Wartens!“ murmelte der junge Mann niedergeschlagen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. H. Voigt in Penig.